

wil



Das Gemeindemagazin der
Seelsorgeeinheit Düsseldorf Rheinbogen

Heft 14 | 2016/02

Himmelgeist | Holthausen | Itter | Wersten

Risiko



PFARRBRIEF
— DES —
JAHRES 2015
3. PLATZ

M.L.



Liebe Leserinnen und Leser,

„Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.“ – Mit diesem Gedanken erschien vor genau einem Jahr unser Themenheft „Die sieben Todsünden“. In der Tat führte das Wagnis dazu, dass wir mit der modernen Interpretation der Sünde aneckten und sogar auf deutliche Ablehnung stießen. Aber wir haben mit ebendieser Ausgabe auch gewonnen: Der Mut, „im kirchlichen Kontext Themen zu bearbeiten, die dort zum Teil als tabuisiert gelten“ bescherte der Redaktion den 3. Platz beim Wettbewerb Pfarrbrief des Jahres! Dafür dürfen wir uns selbstverständlich nicht nur selber auf die Schulter klopfen, sondern einen großen Dank an alle unsere engagierten Autorinnen und Autoren aussprechen, die uns zu dem machen, was WIR sind.

Auch in dieser Ausgabe werden Sie viele Artikel finden, die zum Nachdenken, Staunen und Bewundern anregen. Aus einer Gesellschaft, in der Sie einerseits aus Sorge, sich zu Hause auszusperrten, eine Versicherung für „häusliche Notfälle“ abschließen können, andererseits ein Mensch aus 39 Kilometern Entfernung die Schallmauer durchbrechend zur Erde springt, ist der Ausdruck „Risiko“ nicht mehr wegzudenken. Sicherlich sind Sie selbst schon einmal in einer Situation gewesen, die Sie als riskant empfanden und in der Sie eine folgenreiche Entscheidung getroffen haben. Welche Ängste und welche Wünsche hatten Sie? Hat sich Ihr Risiko gelohnt und würden Sie es noch einmal eingehen? Diese Fragen haben wir den verschiedensten Personen gestellt und sind dabei in aktuellen Krisengebieten, auf Teneriffa, in der Nähe von Potsdam, aber auch bei uns in Wersten gelandet. Einen rein rationalen Blick auf das Risiko bekommen Sie durch die Brille eines Versicherungsunternehmens. Lesen Sie selbst!

Interessant ist, dass das italienische Wort „risico“ zunächst in der kaufmännischen Sprache auftrat und für eine Gefahr stand. Unklar bleibt allerdings, ob die Ursprünge im Griechischen („Klippe“), im Lateinischen („abgeschnitten vom Festland“) oder gar im Arabischen („von Gottes Gnade oder Geschick abhängiger Lebensunterhalt“) liegen. Gemein ist allen diesen Ableitungen, dass es sich beim Risiko um Wagnisse bzw. schwer steuerbare Situationen handelt, deren Ausgang vom Zufall oder vom Glück abhängig ist. Derjenige, der etwas auf´s Spiel setzt, erhofft sich die Erfüllung seiner Wünsche und Träume, wobei es unsicher ist, ob sie auch eintreten werden. Stellen Sie sich mal vor, Christopher Kolumbus hätte damals nicht den Weg nach Amerika gewagt? Niemand hätte den Mut gefunden, die erste Herztransplantation durchzuführen? Keiner würde Menschen in Notsituationen helfen?

Unser Leben stellt uns vor kleine oder folgenreiche, vor kalkulierbare oder in manchen Fällen existenzielle Risiken. Nun lege ich Ihnen die Lektüre unserer Sommerausgabe von WIR ans Herz, frei nach Vincent van Gogh: „Was wäre das Leben, wenn wir nicht den Mut hätten, etwas zu riskieren.“

Steffi Kessler

zu bedenken	4
Das Porträt	5
Ökumene	11
Kirchenkunst	28
Chronik	30
Termine	31
Kontakte	32

Thema: Risiko

Risiko Adoption – Chance Adoption	6
Es gibt keine andere Möglichkeit	8
No risk – more fun?	12
Ich bin dann mal weg ... für immer	14
Ein (hoffentlich nicht) explosiver Job	16
Einblicke in das Leben im Kloster	19
Der riskante Traum von der Selbstständigkeit	20
Mit Sicherheit leben	21

Aus dem Gemeindeleben

Marketing für Gott	24
Er kommt dann mal rüber ...	24
»Wir« wird ausgezeichnet	25
Danksagung	25
Der erste Beton fließt	26
Der Kirchturmhahn berichtet	26
Ein buntes Fest	27
Kommt der Weihbischof zu Besuch	27

Impressum:

wir – Das Gemeindemagazin
der Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen
Herausgeber:
Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen,
Burscheider Str. 20, 40591 Düsseldorf,
Tel: 0211 - 76 31 05
E-Mail: wir@meinegemein.de

Redaktion:

Thomas Föbel, Edith Hilgers, Elisabeth Keller, Steffi Kessler,
Martin Kürble (Vi.S.d.P.), Klaus Napp

Gestaltung: Andrea Kuckelkorn, dyadesign

Bildnachweis: alle Illustrationen: fotolia.com

Druckerei: Reintjes Printmedien GmbH

Auflage: 10.500 Exemplare





Von der Lust am Risiko und göttlichem Liebeskummer

Wenn ich das Wort „Risiko“ höre, habe ich immer sofort die Stimme von Wim Thoelke im Ohr. Und vor Augen, wie die Spielwand beim „Großen Preis“ im ZDF schwarz wurde. Ich bin halt ein Kind des ausgehenden letzten Jahrtausends. Risiko bedeutete in der Spielshow damals, den Einsatz zu bestimmen und die ganz Mutigen setzten alles. Ihr ganzes bis dahin erspieltes Kapital. Es gab das Doppelte oder Nichts.

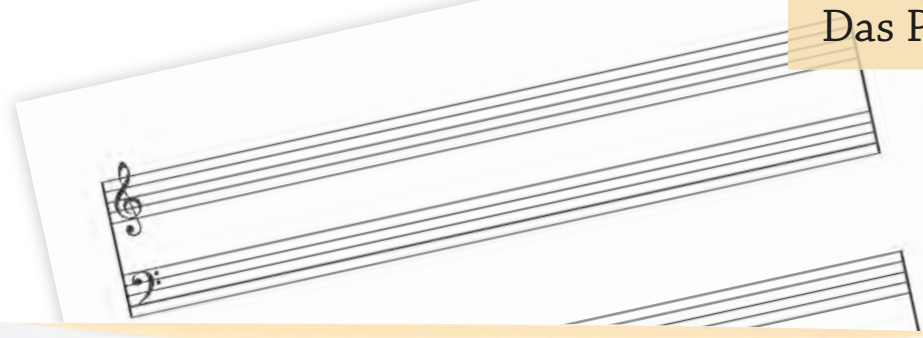
Risiko bedeutet Spannung, Höhenflug oder Absturz, den Gang über das Drahtseil. Als Christ bin ich ja eigentlich gegen Nervenkitzel immun. Ich bin ja immer schon von allem Übel erlöst, was soll mir also schon passieren? Welches Risiko gehe ich noch ein, wenn ich Gott auf meiner Seite habe? Und doch geht diese Rechnung in meinem Alltag nicht auf. Die Ordner mit Versicherungsunterlagen in meinem Arbeitszimmer sind mächtig (und die damit verbundenen Prämien leider auch). Jedes denkbare Risiko ist, soweit das geht, abgesichert. Habe ich kein Vertrauen in meinen eigenen Lebensweg? In meinen göttlichen Begleiter und Beistand? Wahrscheinlich trage ich tatsächlich immer einen Rest Zweifel in mir. Aber das ist vielleicht auch in Ordnung, weil ich sonst in meinem Leben, in meinem Lieben, in meinem Denken und Glauben träge werde. Das Risiko hält die Sinne wach und spornt zu Höchstleistungen an. Es ist die Lust am Risiko, die auch Extrem-Sportler kennen - ohne dabei aber lebensmüde zu sein. Sie sind einfach überzeugt von ihrem Können, vertrauen in ihre Fähigkeiten und erleben den „Kick“ der Überwindung. Vielleicht ist das im Glauben auch so: Dieses Rest-Risiko, dass ich mit meinem Glauben doch total falsch liege und Gott weder gütig noch gerecht, nicht barmherzig und liebevoll, sondern einfach nur gar nicht da ist, hält wach. Gerade das schärft in mir den Blick für das Wesentliche, für das Gute, das kein Zufall sein kann. Vielleicht macht gerade dieses Rest-Risiko mich stark im Zweifel und gibt mir Kraft gegen meine oder fremde Widerstände. Darf ich mir das als gläubiger Christ eingestehen? Ja, sollte

ich sogar, denn wir sind alle gemeinsam auf der Suche nach dem richtigen Weg. Aufmerksam SEINE Fährten in der Welt zu lesen und SEINE Spuren zu finden mindert das Glaubens-Rest-Risiko.

Aber wenn ich es genau betrachte, bin ich im Glauben als Christ in unserer Gesellschaft nicht wirklich einem Risiko ausgesetzt. Was mir passieren kann? Dass ich vielleicht belächelt werde, weil ich immer noch dazugehöre. Weil ich gegen jede Vernunft einem Gott vertraue, der meine Vernunft übersteigt. Wir leben in einem Land, einer Gesellschaft, in der die Ausübung der Religion kein Risiko bedeutet. Anders als in vielen Gegenden der Welt, in der Christen und andere gläubige Menschen wegen ihres Glaubens verfolgt werden und Gewalt ausgesetzt sind. Diese Menschen gehen tatsächlich ein Risiko für ihr Leben und das ihrer Familie ein. Wir können unseren Hut gar nicht tief genug ziehen vor diesen Kindern und Erwachsenen, denen der Glaube so viel bedeutet, dass sie dafür bereit sind, alles zu geben. Wie tief und wie stark muss die göttliche Kraft sein und wie groß die Hoffnung, die dahinter stecken? Ich kann mir das kaum vorstellen und wünsche (natürlich ohne in dieselben äußeren Umstände kommen zu wollen), ich könnte mir von dieser Überzeugung, die jedem Risiko trotz, eine Scheibe abschneiden.

Ist der Glaube ein Risiko? Wenn einer in Glaubenssachen ein Risiko eingeht, dann sind nicht wir das, sondern dann ist es Gott. Aber ich bin überzeugt, er geht das Risiko mit uns wankelmütigen und die Erlösung störrisch in Frage stellenden Menschen immer wieder ein, weil seine Glaubensbeziehung zu uns Menschen immer auch eine Liebesbeziehung ist. Glaube ohne Liebe geht nicht. Und dass die Liebe auch ein Wagnis ist, weiß jeder, der schon mal Liebeskummer hatte. Aber das Risiko des göttlichen Liebeskummers geht ER jeden Tag ein. Und daran habe ich tatsächlich keinen Zweifel.

Pastoralreferent Martin Kürble



Name: *Nikodem Jan-Paul Chronz*

Alter: *22 Jahre*

Beruf: *Student/Kirchenmusiker*

Ehrenamtliches Engagement: *Chor- und Bandleiter von NeueWege*

Was wollten Sie als Kind gerne werden?/
Möchten Sie gerne werden? *Komponist für Filmmusik*

Das Wichtigste, das Sie von Ihren Eltern gelernt haben? *Für Andere da sein, nicht nur auf sich schauen und nie verärgert, wütend, im Streit auseinander gehen*

Woran erinnern Sie sich nur ungern? *An beängstigende Träume*

Was können Sie besonders gut? *Freundlich und humorvoll kritisieren*

Ihr Hobby? *Komponieren, Programmieren/Webdesign, youtube durchforsten*

Ihr Liebessessen? *Klöße mit Rouladen und Rotkohl; von Oma!*

Wo bleiben Sie beim Zappen hängen? *Wissenssendungen, Comedy, Kindersendungen aus der Vergangenheit*

Wo zappen Sie immer weg? *»Mittags-Programm«*

Was ist für Sie eine Versuchung? *Laptop, Fernseher*

Mit wem würden Sie gerne einen Monat tauschen? *Filmkomponist Hans Zimmer*

Wie können Sie am besten entspannen? *Mit einem guten Buch oder Musik an-Augen zu*

Nennen Sie uns eine Lebensweisheit. *Probieren geht über Studieren*



Risiko Adoption? Chance Adoption!

Ein Beitrag von Gabriele und Ingo F. über ein Familienleben ohne Risiken und Nebenwirkungen.*



Eigentlich waren wir nicht die klassischen Kandidaten für eine Risikoschwangerschaft, haben sie aber provoziert. Sie hat genau neun Monate gedauert. Und dann kam die Geburt schneller als erwartet. Die Schwangerschaft war allerdings nur eine „gedankliche“. Statt zum Frauenarzt und zur Schwangerschaftsgymnastik führten uns die Termine zum Jugendamt, zum Sozialverband Katholischer Frauen und zu Seminaren – Vorbereitungen für die Anerkennung als Adoptiveltern. Mit einem gewissen Extra: Wir wollten Adoptiveltern für ein Kind mit Down-Syndrom werden.

Risiken waren von Anfang an dabei: Würden wir mit unserem Wunsch ernst genommen? Würden wir den Anforderungen genügen? Würde es jemals zu einer Vermittlung kommen? Und wenn ja: passt das Kind dann zu uns – und wir zum Kind? Entscheiden sich

die leiblichen Eltern nicht doch noch mal anders? Denn erst acht Wochen nach der Geburt dürfen die abgebenden Eltern die Freigabe zur Adoption notariell besiegeln. Damit soll das Risiko vermindert werden, dass der Entschluss vorschnell gefasst war. Und auch danach bleibt für etwa ein Jahr das Jugendamt der offizielle Vormund für den Fall, dass es doch so gar nicht passt in der neuen Familie. Risikominderung zum Wohle des Kindes.

Aber: Auch wenn wir uns über viele dieser Risiken Gedanken gemacht haben, standen sie nicht dauernd im Mittelpunkt – genauso wenig wie die Risiken einer normalen Schwangerschaft. Im Mittelpunkt stand der Wunsch, ein Kind zu haben, einem Kind ein Zuhause zu geben und eine normale Familie zu sein. Eher eine Chance als ein Risiko.

Nun, zum Bummeln durch die Kinderausstattungs-geschäfte blieb uns keine Zeit. Freitags war (nach insgesamt neun Monaten) der letzte Termin in der Vermittlungsstelle, montags kam der Anruf, es würden Eltern gesucht für ein vier Wochen altes Mädchen. Wie gut, dass es Freunde gibt! Innerhalb kürzester Zeit hatten wir eine komplette Baby-Ausstattung da. Und bald darauf hielt unsere Tochter bei uns Einzug.

Die echte Schwangerschaft war ganz unauffällig verlaufen. Bis zu dem Zeitpunkt nach der Geburt, als die Diagnose „Down-Syndrom“ gestellt wurde. Das warf die leiblichen Eltern aus der Bahn. Ein Kind mit Down-Syndrom stellte für sie nicht nur ein Risiko dar, es war ein unvorstellbarer Gedanke. Gut, dass sie es nicht vorher gewusst hatten, denken wir heute. Denn das Risiko für ein ungeborenes Kind mit Down-Syndrom, aufgrund dieser Diagnose abgetrieben zu werden, ist hoch. Sehr hoch. Etwa 90% der Mütter entscheiden sich für eine Abtreibung, wenn sie diese Diagnose während der Schwangerschaft erfahren.

Ohne Fristen. Wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist, kann ein Kind mit Down-Syndrom auch noch in der fortgeschrittenen Schwangerschaft abgetrieben werden. Kaum ein Arzt geht das Risiko ein, dies der Mutter abzusprechen. 90%! Oftmals ist das einzige Risiko, dass die Familie sich in ihrem bisher durchgeplanten Leben gestört fühlt. Neunzig Prozent! Mit dem neuen Bluttest kann man die Diagnose inzwischen ganz risikolos feststellen lassen. Zu Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie besser nicht Ihren Arzt oder Apotheker. Wir haben das Gefühl, das größte Risiko besteht bald darin, dass man als Eltern abgestempelt wird, wenn man zu den 10% gehört, die sich für das Kind entschieden haben.

Liebe Leser und Leserinnen, Sie sehen, das Thema wühlt uns auf. Vielleicht noch mehr als leibliche Eltern. Denen gegenüber hatten wir übrigens einen großen Bonus: Wir konnten uns von Anfang an über unsere Tochter freuen. Für uns gab es keinen Schock über ein behindertes Kind, kein „Warum gerade ich?“, keinen Abgrund, den fast jede Familie, die wir kennen, überwinden musste, als die Diagnose „Down-Syndrom“ bekannt wurde.

Heute, 11½ Jahre später können wir sagen: Natürlich sind wir ein Risiko eingegangen, aber vor allem haben wir eine große Chance bekommen und wir haben Glück gehabt. Unsere Tochter hat keine besonders großen gesundheitlichen Risiken ins Leben mitgebracht und entwickelt sich für ein Kind mit Down-Syndrom im guten Mittelfeld. Das größte Risiko, das wir im Moment ausmachen können, ist, dass wir uns, wenn

sie größer wird, nicht von ihr lösen können. Das sehen wir bei anderen Familien immer wieder.

Es hätte natürlich auch ganz anders kommen können. Auch das sehen wir bei anderen Familien mit Down-Syndrom-Beteiligung immer wieder. Auch bei anderen Adoptivfamilien.

Ist es aber nicht. Im Gegenteil: Wir haben uns noch für ein zweites Kind beworben. Diesmal ganz bewusst „risikominimiert“ für ein Kind ohne größere Behinderung. Auch diesmal haben wir wieder Glück gehabt, denn drei Jahre später durften wir zum zweiten Mal einen Säugling in die Familie aufnehmen. Es bestand zwar ein gewisses Risiko, dass unsere zweite Tochter sich nicht normal entwickelt, weil die leibliche Mutter wegen einer unklaren Lähmung im Rollstuhl ist. Aber auch hier haben wir Glück gehabt.

Ist denn nun das Leben für eine Adoptivfamilie wie uns risikoreicher? Wenn man davon ausgeht, dass bei leiblichen Kindern durch die eigenen Gene das Risiko geringer ist, dann wohl schon. Aber wer will das schon von sich behaupten?

Ja, unser Leben ist vielleicht in manchen Bereichen etwas komplizierter. Die Wurzelsuche ist für alle Adoptivkinder in einem gewissen Ausmaß ein Thema. Auch für uns Eltern ist die Auseinandersetzung mit den abgebenden Familien nicht immer leicht (im ersten Fall wissen wir kaum etwas, im anderen Fall besteht immer noch regelmäßiger, persönlicher Kontakt).

Als Eltern hofft man natürlich auch, dass sich die zusammengeführten Geschwister auch als solche sehen. Bei einem Kind mit Behinderung hofft man natürlich zusätzlich, dass der Zusammenhalt so groß ist, dass sich die Schwester einmal um das behinderte Geschwisterkind weiter kümmern wird, wenn wir Eltern alt werden. Gleichzeitig verschwimmen heute im Alltag für uns oftmals die Grenzen von Behinderung. Unsere jüngere Tochter zeigt zeitweise mehr herausforderndes Verhalten als die Große. Und während deren Weg relativ klar in eine beschützte Lebenssituation deutet, steht das offene, risikoreiche Leben für die Jüngere noch ganz vor ihr.

Wir wären das „Risiko Adoption“ schließlich noch ein drittes Mal eingegangen. Eine Bewerbung für ein drittes Adoptivkind lief über mehrere Jahre, blieb aber ohne Vermittlung.

** Name ist der Redaktion bekannt.*

Es gibt keine andere Möglichkeit

*Wenn Tod und Zerstörung in der Heimat herrschen,
musst du gehen – egal wie groß das Risiko ist.*



Gespräch mit einer Flüchtlingsfamilie in unserer Seelsorgeeinheit, geführt und festgehalten von Conny Cürten und Christina Janssen-Montag. Die Beiden kennen die Familie seit ca. einem Jahr und treffen sie einmal in der Woche, um deutsch zu sprechen und sich auszutauschen. Sie erleben diese Besuche, bei denen viel gelacht wird, als Bereicherung und haben schon viel über das Leben in Syrien erfahren.

Dieses Vertrauen war nötig, um ein solches Gespräch zu führen. Die älteste Tochter, die sehr gut deutsch spricht, sagte, dass die Gefühle, als sie endgültig die Türe in Syrien hinter sich abschlossen, nicht in Worte zu fassen sind. Der Vater hatte Tränen in den Augen, als angesprochen wurde, dass er seine alten Eltern in Syrien zurücklassen musste.

Familie A. lebte bis Sommer 2013 in Damaskus. Sie sind kurdische Syrer. Zu der Familie gehören neben den Eltern (41 und 36 Jahre alt) fünf Kinder (Junge 19, Mädchen 18, Junge 17, Mädchen 13, Junge 12 Jahre).

Können Sie Ihr Leben in Ihrem Heimatland mit vier-fünf Sätzen beschreiben?

Die Familie hat mitten in Damaskus in einer schönen Wohnung mit Balkon gelebt. Große Teile des Lebens haben sich auf der Straße abgespielt, es gab vielfältige Kontakte zu allen Nachbarn. Die Kinder gingen zur Schule. Die Mutter was Hausfrau, der Vater hatte arabische Literatur und Philosophie studiert, arbeitete aber, um die Familie zu ernähren, in verschiedenen Berufen (z. B. als Verkäufer oder auf dem Bau). Ursprünglich stammte die Familie aus einem kleinen Dorf in der Nähe der türkischen Grenze, etwa 1000 km von Damaskus entfernt. Dort leben auch noch die Eltern des Vaters.

Wie lange haben Sie über die Flucht nachgedacht, bevor Sie sich auf den Weg gemacht haben? Gab es einen speziellen Auslöser für den Moment des Aufbruchs?

Der Vater berichtet, dass sie bestimmt ein Jahr lang überlegt haben und immer gehofft haben, dass der Krieg aufhört. Die älteste Tochter erzählt, dass die Kinder kaum noch zur Schule gehen konnten, Schulgebäude waren zerstört, viele Lehrer, Lehrerinnen, Mitschüler und Mitschülerinnen tot und der Weg zur Schule war sehr gefährlich.

Auslöser war dann die Zerstörung der Schule des ältesten Sohnes und der Tod seines Freundes. Der älteste Sohn machte sich nach diesem schockierenden Erlebnis auf den Weg in das Dorf der Großeltern; auf dem Weg wurde sein Bus beschossen und überfallen und es wurde versucht, die jungen Männer als Kämpfer zu rekrutieren. Mit Glück kam er in das Dorf der Großeltern, die Familie folgte. Dort gab es aber keine Schule für die Kinder und keine Arbeit.

Da es auch in dem Dorf keine Perspektive gab, beschloss die Familie, dass sich zunächst die Eltern mit den beiden Mädchen und dem jüngsten Sohn auf den Weg nach Europa machen sollten.

Das Geld reichte nicht für alle, die beiden ältesten Jungen blieben im Dorf. Die Trennung von zwei Kindern war für die Eltern die schwierigste Entscheidung. Die Familie machte sich im Juni 2013 auf den Weg, es sollte bis Frühling 2016 dauern, bis alle wieder zusammen waren.

Was haben Sie mitnehmen können?

Jeder konnte nur einen Rucksack mitnehmen mit etwas Kleidung und Essen. Alles wurde verkauft, um Geld für die Flucht zu haben.

Wie lange hat der Weg hierher gedauert? Können Sie die Flucht und die Gefahren, die Sie auf sich genommen haben, etwas beschreiben?

Ganz am Anfang der Flucht stand eine der größten Herausforderungen. Die Grenze zwischen Syrien und der Türkei ist die gefährlichste Grenze. Die Familie hat erlebt, dass Soldaten in die Luft und auf Leute schießen, dreimal wurden sie von türkischen Soldaten zurückgeschickt. Viele Menschen versteckten sich lange in Grenznähe und sind dann, als es eine Chance gab, über den Stacheldraht zu springen, eine Stunde lang gerannt.

In der Türkei sind sie mit Auto und mit dem Bus bis Istanbul gereist und dann von Schleppern in die Nähe der bulgarischen Grenze gebracht worden. Das Versprechen, dass sie nach Bulgarien gebracht werden, wurde nicht gehalten. Sie wurden in einem Wald in einer kleinen Gruppe ausgesetzt, dort sind sie zusammen mit einer schwangeren Frau sieben Stunden herumgeirrt und haben sich verlaufen. Schließlich wurden sie von der bulgarischen Polizei aufgegriffen und über Wochen in mehreren bulgarischen Camps festgehalten. Es gab dort viel zu wenig zu

essen und keine Decken. Die älteste Tochter erzählt, dass sie bei 0 Grad nur auf dem Boden ohne Decke geschlafen habe und dass es für fünf Tage immer nur eine Tüte Essen gab, die nur für einen Tag reichte. Als sie nach einer Decke fragte, wurde ihr gesagt: „Ihr braucht keine Decke, warum seid ihr nach Bulgarien gekommen?“ Durch die illegale Einreise wurden sie wie Verbrecher behandelt und haben erst nach einiger Zeit ihre Pässe und ihr Geld wiederbekommen. Im Nachhinein erzählt die Familie, dass die Zeit in Bulgarien die schlimmste Zeit war, sie hatten Hunger und wussten nicht, wie es weitergeht. Den Jahreswechsel 2013 / 2014 erlebte die Familie in Bulgarien, sie waren schon ein halbes Jahr unterwegs und ein halbes Jahr getrennt von den beiden ältesten Söhnen. Aus Bulgarien gelangte die Familie mit einem Auto nach Griechenland und von da mit der Fähre nach Italien. Im März 2014 sind sie in Deutschland angekommen und über die Stationen Dortmund, Neuss, Hemmer schließlich nach Düsseldorf gekommen. Dort waren sie zuerst in Derendorf in einer zentralen Unterkunft, dann in Oberbilk. Seit einem Jahr leben sie in Wersten.

Der Vater wollte zunächst nicht von seiner Flucht erzählen, er sagte, dass die Geschichten der Jungen viel schlimmer waren. Die Trennung von beiden Kindern war für die Eltern die größte Belastung.

Die beiden Jungen reisten getrennt. Der älteste Sohn machte sich 2014 auf den Weg. Durch einen hohen Preis, der gezahlt wurde, hat er keine Erfahrungen mit Verhaftungen und Camps gemacht. Allerdings erlebte er eine gefährliche Situation, als ein Kleinbus in einem Fluss umkippte und sich die Flüchtlinge nur mit Mühe retten konnten. Er kam über Österreich und Passau nach Siegen und konnte, da er nun schon volljährig war, erst nach einiger Zeit nach Düsseldorf zur Familie ziehen.

Die schwierigste Flucht erlebte der zweitälteste Sohn. Er kam nach Istanbul und musste dort acht Monate weitgehend auf sich alleine gestellt leben, da es immer wieder Schwierigkeiten mit der Botschaft mit dem Familiennachzug gab. Als sich im Sommer 2015 der Weg der Flucht mit dem Boot nach Griechenland und dann weiter über die Balkanroute auftrat, entschied die Familie, dass der dann 16-Jährige diesen Weg gehen sollte. Auf einem sehr kleinen Boot und mit viel Glück erreichte er im Sommer eine griechische Insel, seine erste Erinnerung ist ein riesiger Berg Schwimmwesten am Strand. Über die Balkanroute kam er nach Deutschland – ohne seinen Rucksack. Den hatte er liegenlassen, als eine alte Frau getragen werden musste. Im Frühling 2016 erreichte er Düsseldorf und war nach über zweieinhalb Jahren wieder mit der Familie vereint.

Haben Sie noch Familie in der Heimat?

Die Eltern des Vaters sind in Syrien, die Familie der Mutter lebt ebenfalls in Deutschland. Der Vater telefoniert regelmäßig mit seinen Eltern.

Würden Sie das Risiko nach heutiger Sicht noch mal auf sich nehmen?

Die Familie überlegt, sagt dann aber, dass es keine andere Möglichkeit gibt und die Situation in der Heimat noch schlimmer geworden ist.

Wie erträumen Sie sich Ihre Zukunft?

Die gute Schulbildung ist der ganzen Familie wichtig, denn die fehlende Möglichkeit der Kinder, eine Schule zu besuchen war einer der Hauptgründe der Flucht. Alle Kinder besuchen entweder eine Regelklasse oder eine Vorbereitungsklasse. Die älteste Tochter und der älteste Sohn möchten einen guten Schulabschluss machen und studieren. Der Vater und die Mutter möchten den B1-Abschluss Deutsch schaffen und schnellstmöglich eine Arbeitsstelle finden. Die Mutter würde gerne in einer Küche und/oder mit Kindern arbeiten. Der Vater kann sich viele verschiedene berufliche Tätigkeiten vorstellen.

Die älteste Tochter erzählt vom ehemals freien Leben in Damaskus, den vielen Kontakten und Besuchen und dem Leben, das sich soviel mehr als hier auf der Straße abspielt. Lächelnd erzählen sie und ihre Mutter von einer besonderen Rose, die dort überall wächst und deren Duft sie hier nicht finden. Der Vater vermisst das Heimatdorf der Familie und den Geruch von Wiesen und Feldern. Wenn es möglich ist, würde die Familie gerne Europa kennenlernen. Die Mutter interessiert sich für andere Großstädte, den Vater zieht es nach Island.

Wenn der Krieg vorbei ist, möchte die Familie in die Heimat zurückkehren und helfen, Syrien wieder aufzubauen.

Von Wersten nach Teheran: Pfarrerin Kirsten Wolandt vor neuer Herausforderung.



„Haben Sie sich das selbst ausgesucht?“, das war die erste Rückfrage, die mir viele stellten, als ich erzählte, dass ich ab Sommer als Pfarrerin im Iran arbeiten werde. Und die zweite Feststellung: „Das finde ich aber mutig!“.

Ob es ein Risiko ist, noch einmal für sechs Jahre „raus“ zu gehen? „Nach da unten“, wie manche sagen? In jedem Fall ist es eine Entscheidung, die mein Leben grundlegend verändern wird, die mich persönlich herausfordert, die mich vermutlich auch gelegentlich an meine eigenen Grenzen bringen wird.

Noch spielt sich alles in meinem Kopf ab: Die Vorstellung, wieder in einer Megacity zu leben, in einer mir fremden Kultur, als Pfarrerin in einem zu 99% moslemischen Umfeld, mit einer Sprache, deren Schrift ich (noch) nicht lesen kann und von der ich gerade mal zwei Worte beherrsche: „Guten Tag“ und „vielen Dank“. Meine Hoffnung: Dass ich mich bald nicht mehr fremd und von außen kommend fühle. Dass es bald normaler Alltag sein wird, in Teheran zu leben. Und dass ich Menschen finde, die mir dabei helfen.

Manchmal sehe ich Menschen auf der Straße an, die von fern zugezogen oder als Flüchtlinge hierhergekommen sind. Ob die sich ähnlich fühlen?

Was mir helfen wird: Mein deutsches Umfeld in der Gemeinde, der gemeinsame Glaube, meine Neugier auf Neues, die Unterstützung meines Mannes. Was mir schwer fällt: Freunde und meine drei Töchter nicht mehr so regelmäßig und unkompliziert treffen zu können.

Wenn ich mich aus Wersten verabschiede, dann werde ich hier sieben Jahre als Pfarrerin gewesen sein. In einer lebendigen und offenen Gemeinde, in der es einen guten ökumenischen Kontakt und Austausch mit den katholischen Geschwistern gibt. Manche schöne gemeinsame Aktion haben wir durchgeführt und uns dabei besser kennen gelernt: „Aufbruch“, „Kraftwerk Kirche“, „Sterne für Wersten“, ökumenisches Picknick in der Kuhle. Ganz viel war aber auch sehr selbstverständlich-unspektakulär: Die ökumenischen Schul- und Altenheimgottesdienste, Absprachen und Besuche. Für die unkomplizierte und freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem Seelsorgeteam möchte ich mich ausdrücklich bedanken. Dass das ökumenische Miteinander in Wersten weiter lebendig sein möge, das wünsche ich – gerade auch im Blick auf das anstehende Reformationsjahr 2017.

Gott befohlen.

Kirsten Wolandt

NO RISK – MORE FUN?

Der Begriff „Risiko“ begegnet uns Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der AIDS-Hilfe Düsseldorf e.V. während unserer Tätigkeit häufig.

Bei wikipedia.de findet sich unter anderem folgende Erklärung: Risiko (Wagnis, Gefahr, vom Schicksal /Zufall abhängen) [...] wird in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen unterschiedlich definiert. Allen Definitionen gemeinsam ist die Beschreibung des Risikos als Ereignis mit möglicher negativer (Gefahr), eventuell auch mit positiver Auswirkung (Chance).

Am häufigsten begegnet uns das Risiko im Rahmen der telefonischen, persönlichen oder Onlineberatung, wenn es darum geht, einem sexuellen Kontakt – meist im Nachhinein – ein Grad des Risikos einer HIV-Infektion zuzuordnen. Und es kommt zu Risiken immer wieder und auch dann, wenn die Kenntnisse zu eventuellen Übertragungswegen klar sind. Die meisten Menschen wissen: Kondome schützen vor einer Übertragung des HI-Virus. Wir wissen aber auch, es gibt kondomlosen Sex. Menschen gehen demnach trotz besseren Wissens bewusst Risiken ein und fragen sich häufig im Nachhinein, warum sie dies getan haben. Dafür haben wir viel Verständnis.

Wir gehen alle in unserem Leben Risiken ein, viele von uns fast täglich im Alltag. Erwiesenermaßen schadet das Rauchen der Gesundheit. Im Straßenverkehr kommt es immer wieder zu Unfällen durch überhöhte Geschwindigkeiten trotz Tempolimit. Sportler gehen Gesundheitsrisiken ein, nicht nur beim Felswandklettern oder anderen Extremsportarten, selbst „einfacher“ Teamsport wie zum Beispiel Basket-, Hand- oder Fußball beherbergen ständige Risiken von Verletzungen. Die Liste könnte endlos weitergeführt werden.

Warum werden ungeschützte sexuelle Kontakte jedoch moralisch anders bewertet als die schnelle Fahrt auf dem Motorrad? Wir glauben, es liegt am Kontext, in dem der Kontakt stattfindet, nämlich dem der Sexualität.

Nach wie vor obliegen beispielsweise Kontakte außerhalb monogamer Beziehungen, Besuche bei Prostituierten, One-night-stands oder homosexuelle Handlungen besonderer gesellschaftlicher Bewertungen. Und diese Bewertungen entstammen einer jahrhundertelangen, christlichen Wertetradition, von denen sich unsere säkulare Gesellschaft langsam entfernt.

In unserer Arbeit steht im Vordergrund, möglichst ohne moralische Bewertungen Ratsuchenden zu helfen. Dem verunglückten Verkehrsoffer wird selbstverständlich geholfen, der verletzte Fußballspieler wird medizinisch versorgt, ohne moralisches Hinterfragen von dem zentralen Begriff der „Schuld“. Auch wir treten in unserer Beratungstätigkeit Menschen möglichst ohne moralische Verurteilung entgegen, nicht nur, um mit ihnen im Kontakt zu bleiben. Wir gehen von der Selbstverantwortung eines jeden Einzelnen aus. Dies beinhaltet selbstverständlich auch den Bereich der Sexualität, der – so erleben wir es – gerne mal „besonderen“ ethischen Bewertungen unterliegt. Menschen infizieren sich, weil sie sexuell aktiv sind und dabei auch immer wieder Risiken eingehen. Sie gehen sich die Infektion nicht holen, wie es gerne mal heißt. Ob oder dass sich HIV-Positive häufig selbst schuldig fühlen und schämen, liegt an der eigenen Bewertungsmoral. Da hilft es wenig, vor allem im Nachhinein, nachzutreten und Infizierte mit Fehlverhalten zu konfrontieren.

Warum infizieren sich Menschen 2016 immer noch mit HIV? Trotz besseren Wissens? Weil sie ihre Sexualität leben. Und Sexualität ist nicht ausschließlich vernunftgesteuert. Kondomlosen Sex hat es immer gegeben und wird es in der Zukunft immer wieder geben, weil er natürlich ist, weil die unmittelbare Reibung von Schleimhäuten biophysisch etwas bewirkt. Wir bringen Sexualität mit Begriffen wie Liebe, Lust, Leidenschaft, sich fallen lassen, sich körperlich vereinigen und so weiter in Verbindung. Safer Sex und der Griff zum Kondom im richtigen Moment hingegen ist eine rationale, vernunftgesteuerte Handlung, die im Kontext der sexuel-

len Situation eine hohe Leistung ist. Jedes Mal. Es ist an sich erstaunlich, wie viele Menschen es tatsächlich schaffen, zur rechten Zeit daran zu denken und Safer Sex zu betreiben. Andere tun dies aus den unterschiedlichsten Gründen nicht oder nicht immer. Diese wollen wir unterstützen, geben Hinweise und Tipps, jedoch müssen sie selbst in der jeweiligen Situation die Leistung erbringen und diese Entscheidung für sich treffen, ebenso wie der oder die jeweilige Partner oder Partnerin.

Bleiben wir also realistisch. Solange es Menschen gibt, wird geliebt, werden aber auch Risiken eingegangen. Diese gehören dazu.

Marco Grober

Dipl.-Pädagoge, ist seit 16 Jahren bei der AIDS-Hilfe Düsseldorf e. V. zuständig für die HIV-Prävention bei Schwulen, Bisexuellen und anderen Männern, die Sex mit Männern haben.



Die AIDS-Hilfe Düsseldorf e. V. bietet montags bis freitags kostenlos und anonym telefonische und persönliche Beratungen an.

AIDS-Hilfe Düsseldorf e. V.
Johannes-Weyer-Straße 1
40225 Düsseldorf
Telefon Beratung: 0211-19411
www.duesseldorf.aidshilfe.de



„Ich bin dann Von Einem, der das

Nach der Schule gehe ich erst einmal ins Ausland!“ – Heutzutage sind Auslandserfahrungen und die Kenntnis anderer Sprachen fast schon zur Selbstverständlichkeit geworden. Wer nicht selbst losziehen will, kann in zahlreichen Doku-Soaps im Fernsehen mitverfolgen, wie Familien ihr Hab und Gut in Container verpacken und sich in den USA, in Australien oder auf Mallorca (mehr oder weniger erfolgreich) ein neues Leben aufbauen. Sehr riskant, möchte man meinen... Doch in Zeiten von modernen Transport- und Kommunikationsmitteln ist der Weg in die Ferne relativ unbeschwerlich, die Entscheidung dafür ist das eigentlich Brisante.

WIR hat allerdings jemanden gesucht, bei dem das Auswandern nicht so unbeschwerlich war, und so erinnerte ich mich an die Geschichte, die in unserer Familie immer wieder mit Stolz und in unterschiedlichen Varianten erzählt wird: Die Geschichte, wie der Bruder meines Opas im Alter von 19 Jahren in der Nachkriegszeit mit dem Fahrrad nach Spanien „ausgewandert“ ist. Zeit also, der Sache auf den Grund zu gehen! Glücklicherweise erklärte sich mein mittlerweile in Brüssel lebender Großonkel Berthold (82) bereit, mir seine ungewöhnliche Reise noch einmal zu schildern.

Aus welchem Grund hast Du Deutschland damals verlassen wollen?

Ich wollte unbedingt meinen Geburtsort wiedersehen. Da mein Vater viele Jahre in Spanien gearbeitet hat, sind meine Brüder und ich in Spanien geboren. Wir haben bis zu meinem fünften Lebensjahr nur Spanisch gesprochen. Danach ist meine Familie wegen des Bürgerkriegs in Spanien nach Düsseldorf zurückgekehrt. In den 50er Jahren bin ich dann mit dem Fahrrad aufgebrochen: Mit 350 Mark in der Tasche, aber ohne französisch sprechen zu können, ging es über Freiburg, Lyon und Montpellier quer durch Frankreich bis an die spanische Grenze. Übernachtet habe ich in Jugendherbergen oder in Zelten, manchmal auch bei französischen Scouts und ihren Familien. Man gab mir sogar einen Scouts-Ehrentitel,

da man zu dieser Zeit kaum auf einen Ausländer traf. Allerdings waren die Franzosen den Deutschen gegenüber noch häufig misstrauisch und haben mir mehrfach ihre Hilfe verweigert. Auch musste ich ständig auf mein Fahrrad aufpassen.

Für mich klingt das nicht nur wie eine abenteuerliche, sondern auch wie eine riskante Reise...

Ich glaube, dass die Risiken, die ich auf mich genommen habe, kalkulierbar waren. Vor meiner Abreise hat mein Vater mir gesagt, dass ich immer genug Geld haben sollte, damit ich den nächsten Zug nach Hause nehmen kann.

Insgesamt warst Du etwa ein halbes Jahr unterwegs; wie ging es ab der spanischen Grenze weiter?

Ich musste dort mein Fahrrad stehen lassen, da ich keine Erlaubnis hatte, es über die Grenze mitzunehmen. Ich wollte auch keine Kautions hinterlegen. Gleiches galt für meinen Fotoapparat, der in den Pass eingetragen wurde. Mit dem Zug bin ich nach Barcelona gefahren und habe dort auf ein Frachtschiff – das ist günstiger als ein Personenschiff gewesen – gewartet. Es dauerte einige Tage bis ich den Dampfer nehmen konnte, der nur nachts fuhr. Tagsüber legte er an und ich konnte Städte wie Valencia, Ceuta oder Alicante bewundern. Über Gran Canaria ging es schließlich nach Teneriffa, d.h. nach Icod de los Vinos, wo ich mit einigen Schwierigkeiten endlich auf Freunde meiner Eltern traf, die mich bei sich aufnahmen.

Mit welchen Träumen und Erwartungen bist Du dort angekommen?

Träume hatte ich kaum, aber Ziele. Da ich wegen der Nachkriegszeit keine Wahl hatte, musste ich nach Abschluss der Schule sofort eine Lehre antreten und zur Weiterbildung jeden Abend Kurse bis zu meinem 30. Lebensjahr belegen, egal ob zuerst in Düsseldorf, in Madrid oder später in New York und Brüssel. Auf Teneriffa habe ich der befreundeten Familie tagsüber geholfen, kleine Sachen zu reparieren oder zu erneuern. Zeitweise war ich auch auf der Universität, um mein

mal weg“... für immer:

Glück in der Ferne gesucht hat.

Spanisch weiter zu verbessern. Natürlich bin ich auch an die Strände gegangen und habe viele Freundschaften geschlossen. Als ich noch auf den Kanaren war, erhielt ich eines Tages einen Brief von meiner Mutter, in dem sie mir mitteilte, dass eine deutsche Firma in Düsseldorf einen jungen Industriekaufmann mit guten Spanischkenntnissen suchte, der die Vertretung in Madrid unterstützen sollte. Ich fuhr zurück, stellte mich vor und bekam den Job. Und so fing alles an: 55 Jahre, die mich in die ganze Welt führten.

Auf deinen beruflichen Reisen gab es viele brenzlige und bedrohliche Ereignisse, da es auch deine Aufgabe war, für deine Firma in Lateinamerika oder Afrika Geld der Kunden einzutreiben. Hattest Du nie Angst, dass dir etwas passiert?

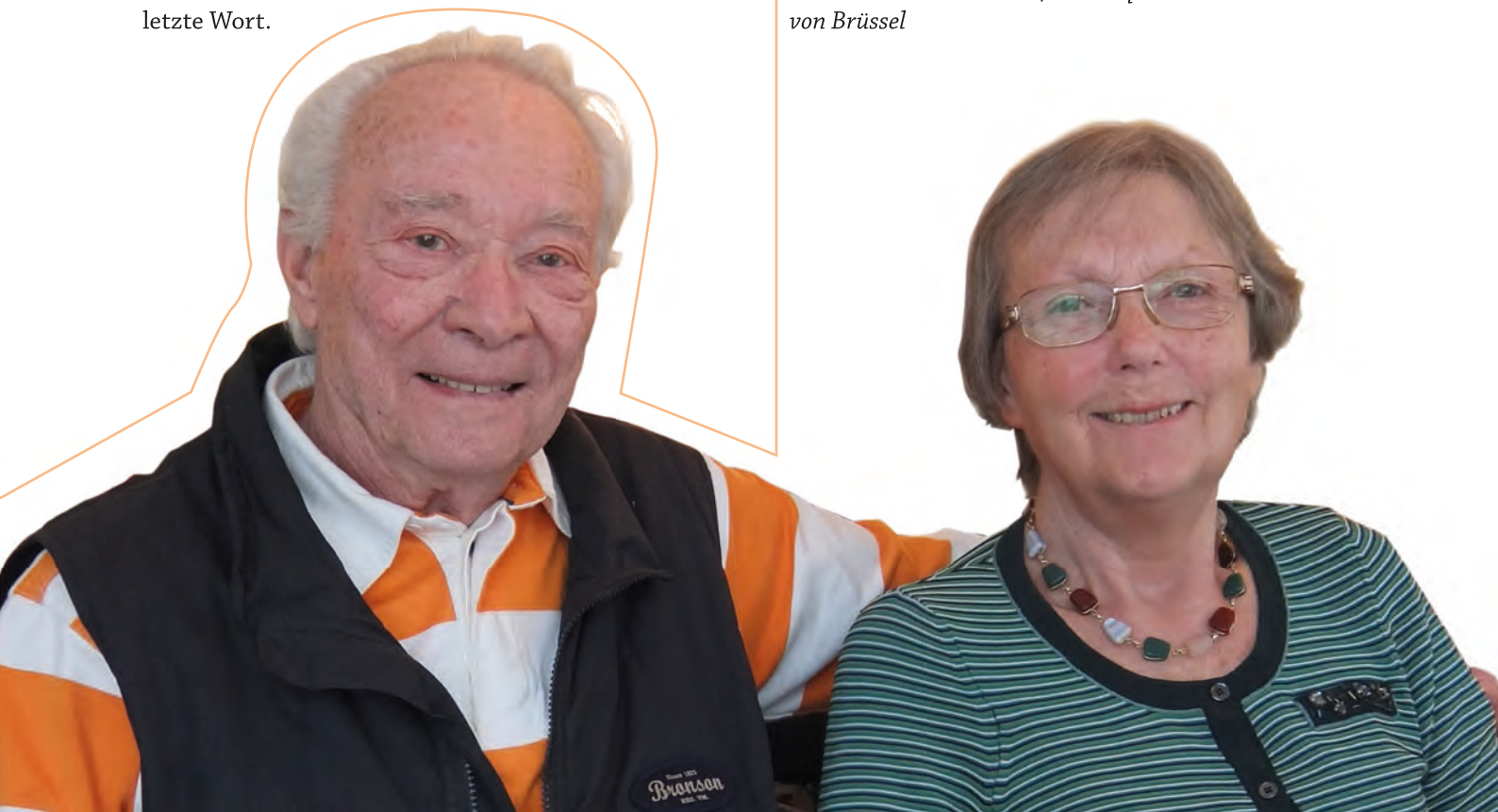
Ich bin mir nie bewusst gewesen, welche Risiken ich eingele. Viele habe ich erst später wahrgenommen. Mein Leitmotiv war und ist immer noch das „Schicksal“. Es kann jeden treffen, wo immer du bist: jeden Tag und jede Stunde. Und bislang ist noch nicht der Tag gekommen, an dem es mich trifft. Vielleicht hat der Heiland das letzte Wort.

Von den vielen lebhaften Erzählungen konnten an dieser Stelle nur wenige Platz finden. Doch was mich am meisten beeindruckt hat, war die Gelassenheit, mit der mein Großonkel jeglichen Situationen begegnet und sein Schicksal in Gottes Hände legt. Der Ausspruch „Heute ist einfach nicht mein Tag“ hat für mich eine vollkommen neue und beruhigende Bedeutung bekommen.

Steffi Kessler

Berthold Winkel

geboren am 1.1.1934 in Orotava (Teneriffa) aufgewachsen in Spanien und Deutschland arbeitete über 55 Jahre als Industriekaufmann u.a. in Spanien, den USA, Mittel- und Südamerika, Asien und den Arabischen Staaten, lebt heute mit seiner Ehefrau Jacqueline in der Nähe von Brüssel





Er kommt, wenn es allen anderen zu gefährlich wird

Uwe Palmroth

Jahrgang: 1969

geboren in: Düsseldorf

wohnt in: Düsseldorf

Familienstand: geschieden, 3 Kinder

Ein (hoffentlich nicht) explosiver Job: Kampfmittelbeseitiger



Wie sind Sie zu Ihrer beruflichen Tätigkeit gekommen?

Ehrlich gesagt, „wie die Jungfrau zum Kinde...“ Ich habe 1991 meinen Grundwehrdienst bei der Bundeswehr absolviert und wurde dort in einer Batterie der Panzerartillerie eingesetzt. Hier ist während eines Manövers eine Granate nicht explodiert und

musste vom Feuerwerker kontrolliert gesprengt werden. Da habe ich beschlossen, dass dieser Job etwas für mich wäre. Durch Zufall bekam ich die Adresse der Bezirksregierung Düsseldorf, die für die konventionellen Kampfmittel beider Weltkriege zuständig ist; dort habe ich mich dann beworben.

War das ein schwieriger Entscheidungsprozess?

Wenn Sie den Entschluss meinen, Kampfmittelbeseitiger zu werden? Nein!! Denn der Entschluss wurde stark von dem Wunsch geprägt, etwas Gutes zu tun. Die Allgemeinheit hat mir in meiner Vergangenheit geholfen, ich hatte das Bedürfnis, etwas davon zurückzugeben. Zudem macht mir dieser technische Beruf sehr viel Spaß. Er ist sehr abwechslungsreich, kommunikativ und man kommt auf unterschiedliche Weise mit sehr vielen verschiedenen Menschen in Berührung. Das macht mir sehr viel Freude. Wie immer wieder gerne zitiert, kommt Beruf, von Berufung.

Welche Ausbildung haben Sie gemacht?

Nach meinem Schulabschluss habe ich eine Lehre zum Elektroinstallateur absolviert. Für mich stand hier sehr schnell fest, dass ich in diesem Job nicht weiterkomme und habe mich im Anschluss daran für eine zweite Lehre im Bereich des Gas- Wasserinstallateurs entschieden. Hier kam aber die Bundeswehr dazwischen; weil ich schon eine Lehre beendet hatte, hat man mich kurz vor dem dritten Lehrjahr eingezogen.

Waren Sie immer schon ein Mensch, der das Risiko liebt, oder ist man in Ihrer Branche eher ein Mensch mit vielen Versicherungen, der gerne auf „Nummer sicher“ geht?

Ich selber kann für mich sagen, dass ich das Risiko nicht suche. Die Herausforderung ja, aber kein Risiko. Ich neige eher dazu, auf „Nummer sicher“ zu gehen und überprüfe mehrfach, was ich tue. Ich bin aber nicht ängstlich.

Wie geht Ihr Freundeskreis mit Ihrem Beruf um?

Mein Freundeskreis sieht es ähnlich wie meine Partnerin. Man vertraut auf meine Fähigkeiten. ;-)

Sind Sie ein besonders aufmerksamer und sensibler Freund?

Ich bin sensibel und feinfühlig. Deshalb kann ich auch anderen in gewissen Situationen helfen, was mich zu einem zufriedenen Menschen macht. So habe ich dann auch einen Ausgleich zu meinem Job!

Oder brauchen Sie umgekehrt eher aufmerksame Freunde, bei denen Sie die Anspannung des Berufs ein bisschen loslassen können?

Ehrlich gesagt, brauche ich richtige Freunde, die mir auch ehrlich entgegenreten. Es ist zwar in der Situation nicht immer schön, aber im Nachgang empfinde ich es immer als richtig! So habe ich auch die Möglichkeit, mich widerzuspiegeln und mich zu hinterfragen, ob ich das Richtige tue! Niemand ist unfehlbar!

Wie verabschieden Sie sich morgens, wenn Sie aus dem Haus gehen?

„Schatz, stell Dir bitte den Wecker!“, denn ich stehe in der Regel sehr früh auf! -). Meine Frau antwortet dann in der Regel: „Pass auf Dich auf, Schatz“. Sie hat sehr großes Vertrauen.

Denken Sie während Ihrer Tätigkeit schon mal an Ihre Lieben?

Oh ja, das mache ich schon. Wenn es die Zeit zulässt! Im Einsatz macht man das nicht. Ich konzentriere mich dann komplett auf die Arbeit, denn hier müssen alle Sinne aufmerksam sein.

Wie bereiten Sie sich auf eine Entschärfung vor?

Aufgrund dessen, dass mich meine älteren Kollegen sowie das Land NRW sehr gut ausgebildet haben, fällt es mir eigentlich leicht, mich vorzubereiten. Sicherlich kommt das eine oder andere Kampfmittel vor, welches man nicht kennt; hierfür haben wir aber ein sehr gutes Netzwerk im Land, auf das man zurückgreifen kann. Das ist für mich sehr beruhigend!

Können Sie das Gefühl beschreiben, wenn Sie an einen Sprengsatz treten und mit der Entschärfung beginnen?

Zuerst mulmig, da ich nicht weiß, was mich da erwartet, denn jeder Einsatz ist anders! Aber die Anspannung löst sich etwas, wenn man das Kampfmittel identifiziert und klassifiziert hat. Das meinte ich eben mit meinen Sinnen, egal ob tasten, hören, sehen oder riechen, alle Sinne sind geschärft und tun ihren Zweck. Wichtig für mich ist, dass man Respekt, aber keine Angst vor dem Kampfmittel hat. Diese Einstellung darf man nie verlieren!

Hatten Sie bei einem Einsatz schon mal das Gefühl „O weh, das wird aber nicht einfach“ oder dürfen solche Gedanken bei Ihnen gar nicht erst vorkommen?

Oh ja ...! Man muss sich mal vorstellen, dass es sich immer um Abwägungen handelt in unserem Job! Stellen Sie sich mal ein Kampfmittel vor, das sich in unmittelbarer Nähe eines Hauses befindet, das nicht transportiert werden darf und nur durch eine Sprengung vernichtet werden kann. Hier ist eigentlich schon von vornherein klar, dass dieses nur zu Ungunsten von irgendwelchen Eigentümern gehen kann! Das ist für mich dann ganz schön belastend, nur nicht anders machbar! Wir versuchen hier immer, den Schaden so gering wie möglich zu halten. Bis jetzt ist es uns auch überwiegend gelungen!

Mit welchem Gefühl fahren Sie nach einem Einsatz in den Feierabend? Erleichterung? Euphorie? Erschöpfung?

Es ist ein gutes Gefühl. Manchmal ist man erschöpft, manchmal hat man auch Glücksgefühle. Es gibt aber auch Tage des Unverständnisses oder des Ärgerns! Gerade, wenn man beispielsweise auf Menschen trifft, die kein Verständnis für die anberaumten Evakuierungen haben und durch ihr Handeln das Entschärfen hinauszögern! Hier gibt es Zünder, wenn diese aktiviert sind, dann hat man nur einen geringen Handlungsspielraum.

Wie entspannen Sie? Brauchen Sie in der Freizeit noch Nervenkitzel?

Entspannung finde ich im Kreise meiner Kinder und meiner Partnerin. Ich gehe aber auch gerne angeln, hier kann ich dann die Natur genießen.

Verfolgen Sie Szenen Ihres Arbeitseinsatzes schon mal bis in die Träume? Albträume?

Nein! Ich glaube, wenn das der Fall sein sollte, wäre es für mich Zeit, den Job an den Nagel zu hängen.

Macht man sich mehr Gedanken über Leben und Tod, wenn man in Ihrem Beruf arbeitet?

Ich glaube nicht. Sicher macht man sich Gedanken über den Tod, das aber nur im allgemeinen Sinne, gerade wenn ein Mensch, den man geliebt hat, verstirbt.

Tragen Sie den Gedanken an das Risiko, an den Tod oft mit sich?

Nein! Auch das wird nicht ausgeblendet, aber im Einsatz erst mal verdrängt! Hier benötigt man den vollen Einsatz seiner Sinne. Was ich aber manchmal habe, sind dann Gedanken an die Hinterbliebenen, wenn es passieren sollte. Das aber eher nach Dienstschluss. ;-)

Ein Berufsunfall hat bei Ihnen dramatische Folgen. Woher nehmen Sie das Vertrauen, dass nichts passieren wird? Sind Sie ein gläubiger Mensch?

Da ich denke, dass ich einen soliden Grundstock an Fachwissen habe und jeden Tag immer etwas mehr dazulerne, gibt es mir eine anständige Portion an Selbstvertrauen! Ja, ich glaube an Gott! Ich habe aber ein Problem mit den kirchlichen Vorgaben. Ich glaube, dass das Spirituelle in uns und in der Gemeinschaft lebt.

Wie viele Einsätze haben Sie in der Woche/ im Monat? Wie muss man sich die restliche Arbeitszeit vorstellen?

Wir sind jeden Tag im Einsatz. 365 Tage, 24 Stunden. Zu unserer normalen Dienstzeit gibt es noch die Rufbereitschaft, die zurzeit alle acht Wochen jeden von uns trifft. Der normale Dienst ist überwiegend mit Präventionsmaßnahmen durchgezogen. Hier suchen wir auch Kampfmittel vor Baubeginn. Es kommt aber häufig vor, dass beim Bestellen der Felder ein Kampfmittel vom Bauern gefunden wird. Oder dass bei Bauarbeiten die Relikte beider Weltkriege und davor zum Vorschein kommen. Auch dafür sind wir zuständig.

Zum Schluss eine ganz banale Frage: Wie schaffen Sie es, einen total eingerosteten Zünder herauszudrehen, wo ich schon bei einer festgerosteten Mutter am Auto verzweifle?

Hier gibt es gute rostlösende Mittel. Zudem haben wir noch Hilfsmittel, die diese Zünder zu unserer Sicherheit aus der Entfernung herausschrauben. Diesen Vorgang können wir dann mittels einer Kamera verfolgen.

Fragen von Klaus Napp und Martin Kürble

Kann ein Leben mit Gott ein Wagnis sein?

Einblicke in das Leben im Kloster

„Nicht ihr habt mich erwählt, ich habe Euch erwählt“ *Joh. 15, 16*

Dieses Wort Jesu möchte ich vorausschicken. Es gilt für alle Priester und Ordensleute, die ER in seine Nachfolge ruft.

Ich glaube, die Berufungen selbst sind so verschieden, wie es Gerufene gibt. Und so war es bei mir: Zunächst möchte ich sagen, dass mir spontan bei dem Wort „Risiko“ bewusst wurde: Für mich war es in keiner Weise ein Risiko! Für mich galt ausschließlich: „Gott, was willst Du?“ Und als ich das zu 100 % im Inneren wusste, gab es kein Zurück mehr! Und die Fragen: „Wie wird alles werden, wie wird die Zukunft sein?“ usw. habe ich getrost und voller Vertrauen an Gott abgegeben.

Meine bisherige Lebenssituation war als Kinderpflegerin in einem Kinderheim, was mir sehr viel Freude bereitet hat. Für mich war, seit der Gewissheit, Jesus zu folgen, der Beruf zweitrangig. Die Berufung stand an erster Stelle! Das wirklich volle Vertrauen in Gottes Führung ersparte mir Wünsche und Erwartungen und ebenso Befürchtungen. Jedenfalls kann ich mich in keiner Weise erinnern, mir irgendwelche Sorgen gemacht zu haben, da ich mich im Gehorsam Gott gegenüber „entschieden“ hatte. Allerdings: Als die Antwort vom Kloster brieflich kam: „...dann erwarten wir Sie am 18.01.1968“, wurde mir erstmals bewusst, dass jetzt auch die Menschen „mit ins Spiel“ kommen, also nicht nur Gott und ich!

Das war im ersten Moment befremdlich und kurz erschreckend, natürlich auch erfreulich, denn nun hatte Gott mich auch äußerlich und konkret in die Gemeinschaft gerufen.

Ja, ich bin im Nachhinein glücklich und gestärkt! Oh ja, den ganzen Weg würde ich nochmals gehen! Ich bin mir sehr bewusst, dass dies alles ein Geschenk Gottes ist, und ich weiß, dass mich das auch verpflichtet. Es verpflichtet mich, denn wir sind berufen für andere, eben nicht nur für unser eigenes Heil!

Schwester Maria Liboria



Schwester Maria Liboria,

Dominikanerinnenorden,

Michendorf

Geboren am 2.2.1945 und aufgewachsen in Bentheim.

Nach Volksschule und Haushaltungsschule arbeitete sie zwei

Jahre im Herforder Kinderheim, besuchte anschließend eine Kinderpflegeschule in Osnabrück.

Nach einem Praktikum und weiteren Jahren im Kinderpflegenheim folgte 1968 der Eintritt ins Dominikanerinnenkloster in Koblenz, wo sie u. a. in der Altenpflege ausgebildet wurde.

Die Dominikanerinnen, Ordenskürzel OP, lateinisch Ordo Praedicatorum (wie die Dominikaner, der männliche Zweig) sind eine römisch-katholische Ordensgemeinschaft, welche mit einer Gründung von Dominikus im Jahre 1205 begann. Als Erster Orden werden die Dominikaner bezeichnet, als Zweiter Orden werden die kontemplativen Dominikanerinnen mit Klausur bezeichnet und als Dritter Orden Dominikanerinnen, die ohne Vorrang auch karitativ, erzieherisch, pflegerisch oder missionarisch tätig sind. Noch bevor der männliche Orden der Dominikaner anerkannt worden war, gründete Dominikus 1205 ein Frauenkloster in Prouille in Südfrankreich. Die Aufgabe der dortigen Nonnen war es, die jungen Mädchen der Gegend im Glauben zu erziehen. Bald mussten sie aus finanziellen Gründen auf den Unterricht verzichten und wurden zu einer kontemplativen Gemeinschaft. Dominikanerinnen tragen meist einen weißen Habit mit weißem Skapulier und einen schwarzen Schleier.

In Deutschland gab es 1277 schon 40 Klöster der Dominikanerinnen. Mehrere Konvente in Süddeutschland und der Schweiz, insbesondere die Klöster Engelthal, Töss und Oetenbach, wurden um diese Zeit zu Blütestätten einer neuen „mystischen“ Spiritualität, die dann in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts auch zu einer regen literarischen Tätigkeit führte. ...

Nachdem schon in der Reformation des 16. Jahrhunderts viele Klöster ihr Ende gefunden hatten, wurden dann schließlich im 18. und 19. Jahrhundert weitere säkularisiert oder mussten karitative Aufgaben übernehmen. Sie wechselten dann häufig zur Regel des Dritten Ordens.

Eine der berühmtesten Dominikanerinnen ist die heilige Katharina von Siena. (wikipedia)

»Ich will alles davon«

Stellen Sie sich vor, Sie hätten einen gut bezahlten Job in einem weltbekannten Unternehmen, die beruflichen Aufstiegschancen stünden nicht schlecht – doch tief in Ihrem Inneren wünschten Sie sich, etwas ganz Eigenes auf die Beine zu stellen. Was würden Sie tun? Würden Sie den Mut haben, den sicheren Arbeitsplatz aufzugeben, um Ihren Traum trotz des hohen Risikos in die Wirklichkeit umzusetzen?

Genau diesen Mut hatte Sabrina Reinert (27), als Sie im November 2014 ihr eigenes kleines Geschäft auf der Werstener Dorfstraße eröffnete. Neben individuellen Geschenken, Wohnaccessoires, Schmuck und Maßanfertigungen bietet die gelernte Modedesignerin und Maßschneidermeisterin auch Nähkurse und die Organisation von Kindergeburtstagen und Junggesellenabschieden an. Ihre fair gehandelten oder in Behindertenwerkstätten hergestellten Produkte sind – ebenso wie die Geschichte der Besitzerin – außergewöhnlich! WIR durfte einmal hinter die Kulissen des liebevoll eingerichteten Ladens blicken.

Frau Reinert, sich in so jungen Jahren mit einem eigenen Geschäft selbstständig zu machen, ist ein beachtlicher Schritt. Was hat Sie dazu bewogen, diesen Schritt zu gehen?

Es war schon immer mein Traum, mein „eigenes Ding“ zu machen. In der KJG habe ich mit 14, 15 angefangen, eigene Veranstaltungen und Fahrten zu planen. Die ganze Organisation über Busfahrten, Programm und so weiter gehörte dazu. Wenn ich dann schließlich gesehen habe, dass es klappt, dass die ganze Arbeit funktioniert, dann hat es mich sehr gestärkt und sicherlich auch geprägt. Insbesondere das große Sommerlager war immer ein Highlight des Jahres, dort konnten wir mit den KJGlern die Wochen so gestalten, wie wir es uns vorgestellt hatten. Und wenn das Lager vorbei war, dann dachte man: „Schade!“ Irgendwann stellte ich mir dann die Frage, ob man nicht immer so leben kann, ob man das Sommerlager auch im Alltag leben kann (*lacht*). Ich wollte die Liebe zum Detail auch in das Leben hineinholen. Mir schwebte ein kleiner „Pippi-Langstrumpf-Laden“ vor und ich habe mit vielen Bekannten über meine Idee gesprochen, die mich fragten, womit ich mich denn eigentlich selbstständig machen wollte. Als Schneiderin mit maßgefertigten Kleidungsstücken? Als Organisatorin von Kindergeburtstagen? Mit Nähkursen? Meine Antwort war dann nur: Ich will alles davon!



Sie haben ja mit vielen Leuten diskutiert und sich sicherlich Gedanken gemacht, ehe Sie sich zu dem Schritt entschieden haben. Welche Befürchtungen und Hoffnungen hatten Sie im Vorhinein?

Meine größte Befürchtung war, dass die Leute mein Konzept nicht verstehen, weil ich so viele Dinge unter einen Hut bringen will. Gleichzeitig ist da die Hoffnung gewesen, sich selbst zu verwirklichen. Mein Vater hat sich mit 52 Jahren als Fotograf selbstständig gemacht und war mir daher auch ein Vorbild. Wir beide sprechen oft darüber, dass Selbstständigkeit bedeutet, die eigenen „Furzelsideen“, wie wir sie nennen, ausleben zu können und eine Plattform dafür zu haben.

Inwiefern sind Sie sich des Risikos bewusst gewesen, dass Sie eingegangen sind bzw. immer noch eingehen? Wie gehen Sie mit diesem Risiko um?

Ein großes Risiko war natürlich die Finanzierung. Ich hatte einen gut bezahlten Job im Vertrieb in der Modebranche mit klaren Aufstiegschancen, aber ich arbeitete in Bayern und wollte zurück nach Düsseldorf und vor allem zurück zum Handwerk. Die Modebranche gefiel mir nicht, so habe ich aus heiterem Himmel gekündigt, um den Meister als Schneiderin zu machen. Meine Kollegen waren selbstverständlich erstaunt und fanden meine Entscheidung sehr mutig. Da ich schon 3 Jahre lang eine Ausbildung zur Modedesignerin gemacht hatte, musste ich nur 11 Monate lang wieder in die Schule, um letztlich die Meisterprüfung abzulegen. Mit dem Umstieg von der Meisterschule auf die tatsächliche Selbstständigkeit kamen dann die ganzen organisatorischen Fragen: „Wann mache ich überhaupt auf? Wie finde ich fair gehandelte Ware?“

Wo haben Sie sich in der Zeit Hilfe holen können?

Ich habe ein Existenzgründerseminar besucht, das allerdings nur bedingt geholfen hat. Zunächst hatte ich den Laden seit November 2014 nur samstags auf, weil ich ja noch zur Meisterschule ging. Dort gab es viele Beratungen und Businesspläne, doch am häufigsten kam der Tipp, sich nebenbei noch einen Teilzeitjob zu suchen. Deswegen arbeite ich noch im Büro meines Verlobten. Denn für eine spätere Familiengründung ist ein zweites Standbein einfach sicherer. Um diese Sachen macht man sich als Frau mit 27, die gerne Familie und Selbstständigkeit zusammenbringen möchte, am besten vorher schon Gedanken.

Ihr Laden hat nun seit August 2015 täglich geöffnet. Sind Ihre Befürchtungen und Hoffnungen eingetreten?

Die Befürchtung, dass ich nicht akzeptiert werde mit meinem Konzept, ist überhaupt nicht eingetreten. Ich bin von allen Leuten auf der Werstener Dorfstraße, insbesondere von den anderen Einzelhändlern hier, sehr liebevoll aufgenommen worden. Manchmal kommt einfach jemand herein, um zu sagen, dass mein Schaufenster so schön gestaltet ist. Das tut richtig gut! Über mangelndes Interesse kann ich mich zum Glück nicht beklagen. Das Weihnachts- und Ostergeschäft läuft prima und auch die

Nähkurse und Kindergeburtstage werden gut angenommen. Eigentlich habe ich so viel zu tun, dass ich zwei weitere Personen beschäftigen könnte – allerdings ist mir das mit einem noch nicht stetigen Einkommen momentan zu riskant.

Finanziell gesehen war zwar alles schlecht, was ich gemacht habe, wenn man es mal so sieht. Da hätte ich erst eine Familie gründen sollen und dann aus der Sicherheit heraus später in die Selbstständigkeit gehen müssen.

Hand auf´s Herz: Würden Sie sich noch einmal zur Selbstständigkeit entscheiden und wenn ja, warum (nicht)?

Voller Überzeugung: Ja! Auf jeden Fall würde ich es wieder so machen! Ich würde den Laden immer behalten wollen, auch wenn ich dafür noch einen Nebenjob haben müsste. Ich habe alles aufgegeben, um diesen Laden hier zu eröffnen und „mein Ding“ zu machen. Natürlich lastet da ein Druck auf mir, denn ich habe die Erwartung, dass mich der Laden glücklich machen muss. Dadurch, dass ich alles entscheide, was ich mache, dass ich mich sozusagen über den Laden definiere, spüre ich diesen Druck ganz genau. Da frage ich mich manchmal, wie besorgt ich eigentlich sein darf, wo es doch meine Entscheidung war. Aber ich bin mittlerweile erleichtert, denn seit Dezember lässt der Druck merklich nach, da mein Angebot bekannter geworden ist. Außerdem habe ich das große Glück, dass mein Verlobter seit 10 Jahren ebenfalls selbstständig ist. Es tut gut, wenn jemand versteht, warum du manchmal erschöpft bist und weinen musst, obwohl eigentlich alles in Ordnung ist. Aber es fühlt sich auch unglaublich gut an, wenn zum Beispiel jemand in meinem Nähkurs war und dann wiederkommt oder mich weiterempfiehlt. Ja, genau so würde ich es wieder machen.

Das Gespräch führte Steffi Kessler





Jeder Mensch ist in seinem Leben Gefahren und Ungewissheiten ausgesetzt, die - wenn es schlecht läuft - zu erheblichen Schädigungen von Leib, Leben oder Geldbeutel führen können. Diese Erfahrung mussten schon die Neandertaler machen, wenn sie unvorbereitet auf einen Höhlenbären trafen. Nicht anders erging es im Grunde einer Kölner Radfahrerin, die von einem Autoraser erfasst und lebensgefährlich verletzt wurde. Bis heute müssen wir also mit einer Vielzahl von Ungewissheiten leben und Fertigkeiten oder Strategien entwickeln, um zumindest einen Teil dieser Unsicherheiten in den Griff zu bekommen. Verändert haben sich im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung allerdings sowohl Art und Anzahl der Unsicherheiten des täglichen Lebens als auch der gesellschaftliche Umgang damit sowie die Ausbildung von Formen und Techniken zur Absicherung.

Als frühe Formen gegenseitiger Unterstützung in Not-situationen seien hier beispielhaft die Zunftkassen und Brandgilden des Mittelalters genannt. Diese versuchten rückwärtsgewandt die durch eine konkrete Gefahr entstandenen Schäden über gegenseitige Hilfe oder Geld zu begleichen, stießen dabei aber oftmals rasch an ihre Grenzen. Seit dem 19. Jahrhundert setzte sich dann das Versicherungsprinzip als Sicherungstechnik gegen nahezu alle Risiken der modernen Gesellschaft durch. Damit kommt der uns vertraute Begriff des Risikos ins Spiel. „Risiko“ ist aber nicht einfach ein Synonym für „Gefahr“. Um versicherbar zu sein, müssen die Eintrittswahrscheinlichkeit und die potenziellen Schadenshöhen eines Risikos im Voraus kalkulierbar sein. Dazu bedient man sich der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die moderne Versicherung basiert somit auf einem Denken in Wahrscheinlichkeiten, das heißt, dem Versuch, die Zukunft mit statistischen Methoden vorzusehen. Diese Denkweise war den Menschen im Mittelalter noch völlig fremd. Hier zählten Gottvertrauen und Schicksalsergebenheit. Heute kalkuliert die Sachversicherung die Prämien im Kern auf Basis einer statistischen Wahrscheinlichkeitsverteilung der versicherten Schadenser-

Mit Sicherheit leben

Versicherungen in der Risikogesellschaft

eignisse (z.B. Brandschäden). Die Lebensversicherung kalkuliert auf Grundlage der erwarteten Sterblichkeit. Eine Versicherung konzentriert sich also grundsätzlich auf die Absicherung gegen konkret benennbare Risiken, deren Eintrittswahrscheinlichkeiten statistisch berechenbar sind. Solche Risiken sind in nicht immer leicht lesbaren, umfangreichen Bedingungswerken Gegenstand des Versicherungsvertrags. Versicherungsschutz besteht immer nur für die dort beschriebenen Ereignisse. Eine absolute Sicherheit kann deshalb kein Versicherungsvertrag bieten. Wie viel Versicherungsschutz sich der Einzelne leisten möchte und kann, hängt neben den finanziellen Möglichkeiten immer auch vom individuellen Sicherheitsbedürfnis ab. Hier bieten Versicherungen für nahezu jeden Bedarf und Geldbeutel eine Lösung an. Ob das Produkt hält, was es verspricht, stellt sich zumeist erst im Schadensfall heraus. Nicht selten kommt es dann zu Differenzen zwischen den Erwartungen des Kunden und dem tatsächlichen Leistungsumfang.

Folgt man dem Soziologen Ulrich Beck, so hat sich die moderne Gesellschaft zu einer „Risikogesellschaft“ entwickelt, die permanent neue Unsicherheiten und Risiken produziert. Man könnte deshalb ein „goldenes Zeitalter“ des Versicherungswesens vermuten, denn immer neue Risiken bieten neue Geschäftsfelder. Doch so einfach ist es nicht. Die gesellschaftliche Dynamik stellt die Versicherungsunternehmen vor zunehmende Probleme und Anforderungen. Die etablierten Versicherungsmärkte sind annähernd gesättigt und aufgeteilt. Durch die Niedrigzinsphase können kaum noch Zinserträge aus der Anlage der Prämieingelder erzielt werden. Diese wurden aber in der Regel fest einkalkuliert. Bei einigen Unternehmen führt das zu negativen Entwicklungen in der Schaden-Kostenquote, das heißt, die Verträge werden unwirtschaftlich. Diese Versicherer sanieren ihre Bestände. Beispielhaft sei die Ergo Versicherung AG genannt, die 2013 rund 120.000 Gebäudeversicherungsverträge kündigte. Was es bedeutet, wenn kein Versicherer ein Risiko zu bezahlbaren Prämien

mehr anbietet, erleben zurzeit die niedergelassenen Hebammen auf drastische Weise. Ebenso prognostizieren einige Finanzzeitungen das Ende der klassischen Lebensversicherung, die aufgrund des dramatisch gefallen Garantiezinses ihre frühere Attraktivität eingebüßt hat. Insbesondere bei den privatwirtschaftlich organisierten Versicherungskonzernen spielt sich ein erheblicher Konzentrations- und Fusionsprozess ab. Zur Kundenbindung bieten Versicherer sog. „Mehrwertleistungen“ an, verkaufen z. B. auch Strom oder bieten die Schadenregulierung über Handwerkernetze an. Was verkauft wird, bestimmen in erster Linie die Vertriebsabteilungen. Das wirkt sich nicht positiv auf Transparenz und Vergleichbarkeit der Produkte aus. So ist die Grundidee der Reform des Versicherungsvertragsgesetzes von 2008 (VVG) – mehr Transparenz und Übersichtlichkeit für den Verbraucher – weitgehend verpufft. Die Unübersichtlichkeit dominiert den Markt.

Schließlich gerät die Versicherungsbranche bei tendenziell unkalkulierbaren Großrisiken und unkontrollierbaren Unsicherheiten rasch an ihre finanziellen Grenzen. So macht z. B. der Atomunfall von Fukushima deutlich, dass der Versicherungsschutz mit der Größe der Gefahr abnimmt. Auch die deutsche Versicherungswirtschaft bietet über einen „Atompool“ Versicherungsschutz bis 250 Mio. Euro pro Reaktor an. Diese Summe dürfte aber nur den Bruchteil eines Schadensfalls abdecken. Den Rest trägt die Gesellschaft. In der „entsicherten Gesellschaft“ (Beck) ist also eines sicher: Wir müssen mit Unsicherheiten leben, die wir nicht kontrollieren können. Uns bleibt ein wenig Gottvertrauen und gesellschaftspolitisches Engagement.



Dr. Thomas Tauchnitz

Diplom-Ökonom und Diplom-Sozialwissenschaftler arbeitet als Gruppenleiter in einem Versicherungsunternehmen

Marketing für Gott: Warum die Öffentlichkeitsarbeit ein pastorales Handlungsfeld ist

Muss das sein? Haben wir das nötig? Darf es etwas kosten? Die Öffentlichkeitsarbeit der katholischen Kirchengemeinden bestand über Jahrzehnte aus Ausschneiden und Aufkleben. Plakate, Wochenblätter, Pfarrbriefe – unzählige Pritt-Stifte wurden leergedreht, Kopiervorlagen bis zur Unlesbarkeit aktualisiert. Der Anblick der Ergebnisse hatte einen Charme, der das Kirchenbild nach außen geprägt hat. Liebevoll ausgedrückt – das Erscheinungsbild war oft „etwas anders als der Rest der Welt“. Das durfte auch so sein! Es hat das „volkstümliche“ der „Volkskirche“ widerspiegelt. Doch mit dem Wandel des Kirchenbildes hat sich in den letzten Jahren auch das Aussehen der Publikationen landauf, landab stark verändert oder besser: professionalisiert.

Auch die Kirchen wissen: Wenn wir wahrgenommen werden wollen, dann müssen wir uns den Sehgewohnheiten der Menschen anpassen. Was nutzt es, die beste Botschaft von allen zu haben, wenn die Menschen sie einfach nicht mehr wahrnehmen können? Dabei sei festgehalten: Nicht die Botschaft musste verändert werden, sondern die Art ihrer Vermittlung! Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen der Kirchengemeinde ist „missionarisches Handeln“, deshalb trägt der Arbeitskreis des Pfarrgemeinderats, der hierfür in unserer Seelsorgeeinheit die Verantwortung trägt, auch diesen Namen. Tatsächlich liegt in der Ausstrahlung unserer Gemeinden in die Öffentlichkeit ein pastorales Arbeitsfeld. Es geht nicht um „Werbung“, sondern um die Wahrnehmbarkeit unserer Begeisterung, unserer Hilfsangebote, unseres Gemeindelebens. Nur wer wahrgenommen wird, kann ausstrahlen, kann anstecken. Dabei nutzt die Seelsorge-

einheit alle zur Verfügung stehenden Mittel und Kanäle sowohl im Print- als auch im Onlinebereich. Hierfür werden Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf Fortbildungen geschult, damit die Botschaft auch wirklich und richtig bei den Menschen ankommt.

Damit die Wahrnehmung unserer Seelsorgeeinheit und ihrer Gemeinden stark, begeisternd und jederzeit wiedererkennbar ist, entsteht zurzeit ein Kommunikationskonzept als Richtschnur für die öffentlichen Auftritte. Zahlreiche Publikationen wurden für unsere Gemeinden bereits neu erstellt oder sind derzeit in der Produktion. Darunter auch ein rund zehn minütiges Image-Video, das eine bunte Reise durch die Leitbilder und Ziele der Seelsorgeeinheit zeigt und auf unserer Homepage zu sehen sein wird. Außerdem eine Kurzfassung des Pastorkonzeptes, das unserem Gemeindebild zu Grunde liegt, als Broschüre zur Information von Neuzugezogenen, Gästen und allen Interessierten. Wir wissen: Wenn es uns als Kirche und Gemeinden ernst ist mit dem Auftrag, die Botschaft Jesu auszubreiten, dann müssen wir es professionell tun. Unsere Seelsorgeeinheit Düsseldorf Rheinbogen hat hierfür kreative und motivierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, mit denen wir auf einem ausgezeichneten Weg sind.



Er kommt dann mal rüber ...

Markus Söhnlein wird ab August neuer Kaplan in der Seelsorgeeinheit Düsseldorf Rheinbogen und ergänzt damit das bestehende Pastoralteam. Der 36-Jährige kommt gebürtig aus dem Neusser Norden (mit Münsterländer Wurzeln) und hat nach dem Grundwehrdienst Geschichte und Theologie in Bonn und Münster studiert. Im Sommer 2015 wurde er im Kölner Dom zum Priester geweiht. Seinen Weg rüber in unsere Gemeinden kann er bequem mit dem Fahrrad zurücklegen, denn er ist seit drei Jahren im Nachbarpfarrverband Eller-Lierenfeld eingesetzt. Wir freuen uns auf den bekennenden „Star Wars“ und „Star Trek“-Fan. Wie dazu aber seine Leidenschaft für die alten Kirchenväter passt, fragen wir ihn im nächsten WIR-Gemeindemagazin.

Ausgezeichnet: WIR-Gemeindemagazin erhält Auszeichnung „Pfarrbrief des Jahres 2015“ in Bronze



Mit der Auszeichnung „Pfarrbrief des Jahres 2015“ in Bronze wurde das WIR-Gemeindemagazin (Ausgabe Sommer 2015, „Die sieben Todsünden“) für seine hohe Qualität in Inhalt und Form vom Erzbistum Köln ausgezeichnet. Im Rahmen des „Diözesantages Öffentlichkeitsarbeit“ am 16. März 2016 konnte die Redaktion unseres Gemeindemagazins die Auszeichnung vom stellvertretenden Generalvikar des Erzbistums Köln, Monsignore Markus Bosbach, und dem Kommunikationsdirektor des Erzbistums Köln, Dr. Ansgar Mayer, entgegennehmen.

In der Bewertung der Jury heißt es:

„Preiswürdig erachtet die Jury die breitangelegte Darstellung eines anspruchsvollen theologischen Themas. Dabei geht die Redaktion das Wagnis ein, im kirchlichen Kontext Themen zu bearbeiten, die dort zum Teil als tabuisiert gelten. Mit dem Preis wird weiterhin ausgezeichnet, dass neben dem Schwerpunktthema weitere Rubriken mit der gleichen hohen Qualität stimmig erstellt und gestaltet sind.“

Mit großer Dankbarkeit ...

sagt die Redaktion „Tschüss“ zu einer Mitarbeiterin unseres Heftes, die zwar nicht im Impressum stand, aber ohne deren Hilfe unsere Arbeit wenig sinnvoll gewesen wäre, weil ein großer Teil nie den Weg zum Leser gefunden hätte.

Annemie Kremer war „Lotse“ für unsere 2200 Hefte im Bereich von St. Maria in den Benden. Sie hat „gefühlte etwa 20 Jahre“, wie sie selber meint, die Verteilung der Gemeindemagazine optimal gemanagt. Wir konnten immer sicher sein, dass früher der Pfarrbrief „Kontakte“ und heute das WIR-Gemeindemagazin pünktlich in alle Haushalte kam. Übernommen hatte sie die Aufgabe noch vom Pfarrbüro an der Kirche aus mit einer Hand voll Helfern. Das war ihr aber schnell zu erfolglos und unpraktisch. „Die Hefte wurden dann zu mir nach Hause gebracht und abgeholt. Ich war ja viel zu Hause, und auch mein Mann hat sich mit darum gekümmert. Im Laufe der Zeit haben wir so viele Helfer geworben, dass es sehr gut und ohne Stress klappte“, resümiert sie zufrieden. „Danken möchte ich allen Helferinnen und Helfern, 22 an der Zahl, die jahrelang bereitstanden, wenn ich angerufen habe“, sagt Annemie Kremer und ist froh, dass sie mit Ute Schulz eine Nachfolgerin gefunden hat. Als WIR-Redaktion und Gemeinde schließen wir uns beidem an – dem Dank an alle Helfer, allen voran Annemie Kremer, und der Freude über unsere neue WIR-Lotsin in der Bende, Ute Schulz.



Der erste Beton fließt



Nun ist es endlich soweit! Nach langem Ringen im Behördenschlingel der Stadt Düsseldorf liegt der Gemeinde nun die Baugenehmigung für den „Neubau Kindergarten und Gemeindezentrum St. Maria Rosenkranz“ vor. Nachdem das Abbruchunternehmen das Altgebäude

Kindergarten und Jugendheim an der Roderbirkener Straße erfolgreich beseitigt hatte, konnte das für den Neubau vorgesehene Baufeld vorbereitet werden. Alle Arbeiten wurden in dem dafür vorgesehenen Zeitplan abgewickelt. Leider fehlte bis dahin immer noch die Baugenehmigung, um mit dem Neubau sofort starten zu können. Der erste von zwei Baukränen konnte schon aufgestellt werden, aber es durften für den Neubau noch keine Fundamente erstellt werden. Dieser Verzug wird sich daher auch auf die Bauzeit auswirken. Nach jetziger Planung wird der Rohbau durch das Bauunternehmen Rempke aus Hagen ca. fünf Wochen später fertig gestellt werden (September 2016). Architekturbüro Bramlage versucht, durch geeignete Kompensationen im Zusammenspiel der weiteren Gewerke diesen Zeitverlust ein wenig zu reduzieren. Der neue Fertigstellungstermin für die Eröffnung des Kindergartens und Gemeindezentrums wird aber weiterhin in der ersten Jahreshälfte 2017 sein. Dieser Termin ist deshalb von besonderer Bedeutung, da der Interimskindergarten an der Werstener Friedhofstraße nur eine befristete Betriebserlaubnis hat.

Dietmar Hinken

Der Kirchturmhahn berichtet: „Und sie bewegt sich doch ...“

Einige Leser/innen kennen mich vielleicht noch von früher, als unser buntes Gemeindemagazin noch Pfarrbrief hieß und sich in schwarz-weißer Eigenproduktion präsentierte. Zu besonderen Anlässen flattere ich dann schon mal von meiner Kirchturmspitze hinunter, um zu beobachten, was sich in meiner Nähe so tut. Und da fuhr mir Anfang Februar doch ein gehöriger Schreck ins Gefieder. Bauarbeiter, Abrissbirnen und Planierdraht erschienen zu meiner Linken – und das nach so vielen Jahren der Ruhe. Die wohl noch aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Neubaupläne hatte ich schon längst vergessen und das schöne Pappmodell von damals finde ich auch nicht mehr wieder. Inzwischen ist der alte

Kindergarten verschwunden – schon jetzt fehlt mir das Kindergeschrei – und neben mir breitet sich nun eine große und sauber geharkte Baufläche aus. Auch die alten Bäume sind weg und so kann ich direkt in die Küche unserer Vincentinerinnen sehen.

Hoffentlich geht es jetzt auch zügig weiter, denn ich sehe schon Brennesseln und die ersten Birkenschösslinge aus dem Boden kommen und wenn die erst einmal größer werden, ist womöglich die Baugenehmigung in Gefahr! Und wenn ich dann an die Umgewöhnung, an neue Räume denke, wird mir ganz komisch: wie vertraut waren mir doch inzwischen die ständigen Terminverschiebungen, wie heimelig die maroden Toiletten, die abblätternde Farbe und die nicht funktionierende Küche im alten Pfarrheim! Da habe ich früher oft einen ökumenischen und unchristlich neidischen Blick zur Wiesdorfer Straße hinübergeworfen und gewünscht, dass wir in finanziellen Belangen mehr Bewegungsspielraum hätten. Denn wenn meine rechte Seite nicht mehr zu mir gehört, habe ich jetzt schon das Gefühl, nicht mehr richtig in der Mitte zu stehen. Was hätte man aus dem Ensemble Pfarrhaus, Pfarrgarten und Pfarrheim nicht alles machen können, bei diesen Zinsen und dem immer knapper werdenden Baugrund. Aus „Hätte, hätte ... Fahrradkette“ von heute wird hoffentlich nicht ein „Pech, Pech, Pech ... Grundstück weg“ für die kommenden Generationen von morgen!

Jetzt aber freue ich mich, dass sich bald etwas tut zu meinen Füßen und begrüße Baugenehmigung, Handwerker und Möbelpacker schon jetzt mit einem kräftigen Kikeriki. Andererseits: ob der Weihnachtsbasar wohl noch im alten Pfarrheim stattfindet? 2016, 2017, 2018 ...? rätselt der Kirchturmhahn von St. Maria Rosenkranz



Ein buntes Fest – so bunt wie unser Gemeindeleben

Mit rund 500 Gästen haben wir unser jährliches Dankeschön-Fest für alle ehrenamtlich Aktiven im Werstener Schützenzelt gefeiert. Diesmal stand alles unter dem Motto „1000 und 1 Nacht“ mit einer professionellen orientalischen Tanzshow und einem köstlichen Buffet – fantastisch zubereitet von syrischen und irakischen Flüchtlingen.



Kommt der Weihbischof zu Besuch

Alle sechs Jahre werden die Gemeinden im Erzbistum Köln durch den zuständigen Weihbischof besucht, in der Kirchen-Fach-Sprache „visitiert“. Durch diese Besuche hält die Bistumsleitung den Kontakt zu den Menschen in den Gemeinden und macht sich ein Bild von der Situation vor Ort. Dabei geht es nicht um ein „Schaulaufen“ für Gremien und Seelsorger, sondern um eine realistische Darstellung des Gemeindelebens – mit allem, was dazugehört. Ja, und dann kommt schon mal ein Bischof zu Besuch. Im Mai 2016 war Weihbischof Dr. Dominikus Schwaderlapp in unserer Seelsorgeeinheit und hat u. a. den Vorbereitungskreis der Kleinkindergottesdienste in Wersten bei einer Familie zu Hause getroffen. Dabei hat er sich mit den Kindern den Schokokuchen mit Limo und Cola (light!) schmecken lassen und eine Runde zur Rutsche im Garten gedreht. Auch in der katholischen Hauptschule in Holthausen war er und hat den Schülern auf dem Pausenhof persönliche Fragen beantwortet.

Es gab Begegnungen mit dem Pfarrgemeinderat und den Kirchenvorständen. Vom Caritasausschuss hat sich Weihbischof Schwaderlapp über die Situation in der Flüchtlingshilfe informieren lassen und mit den Senioren im Clara-Gase-Haus Gottesdienst gefeiert. Zum „Pflichtprogramm“ des Bischofs gehören lediglich die persönlichen Gespräche mit allen Seelsorgern, die auch schon mal in der angenehmen Atmosphäre des Himmeligeister Pfarrgartens stattfinden können. Höhepunkt des bischöflichen Besuchs war die Feier der Firmung mit 42 Jugendlichen in St. Joseph.

Wir bleiben übrigens in Kontakt – über unsere Facebook-Seiten:
www.facebook.com/dominik.schwaderlapp
www.facebook.com/firmungWBS
www.facebook.com/rheinbogen



Von der „grauen Welt“ zum bunten Reich Gottes

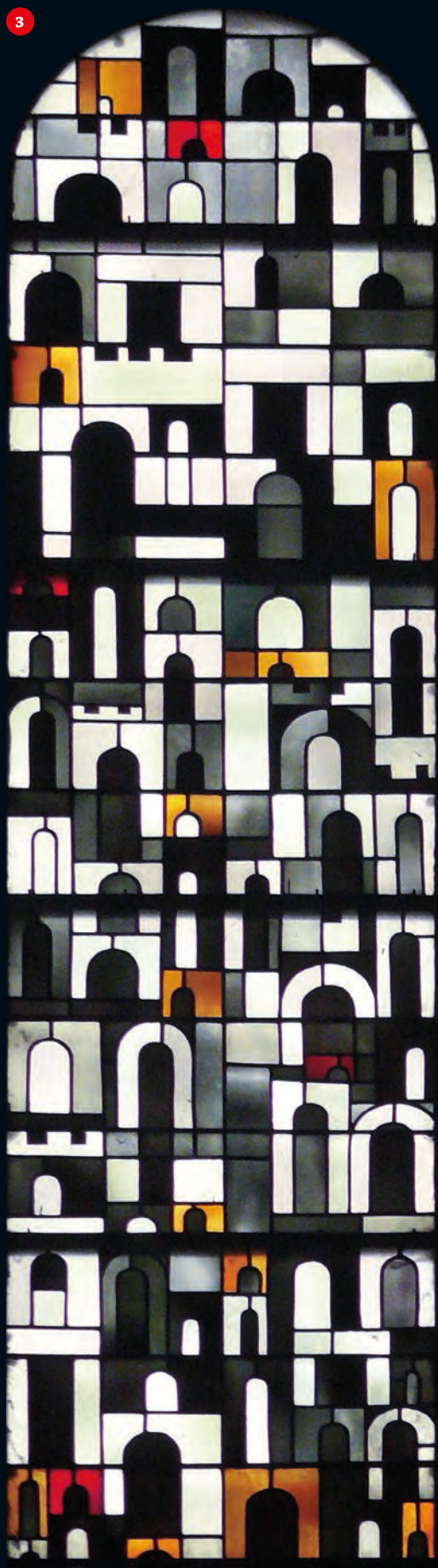
Als 1957 nach den Plänen von Architekt Hans Schwippert, dem damaligen Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie, die Kirche von Grund auf umgestaltet wurde und in etwa die heutige Form erhielt, gehörten natürlich auch neue Fenster dazu. Soweit ich mich erinnern kann, waren im Chor Bleiglasfenster mit figürlichen Darstellungen. Im Krieg wurden sie zwar beschädigt, hätten aber restauriert werden können. Sie passten jedoch nach damaliger Ansicht nicht zu der radikalen Neugestaltung. Ich weiß nicht mehr, wie die anderen Fenster aussahen. Die großen Fenster im Haupt- und in den Querschiffen waren jedenfalls zu der Zeit mit einfachen, leicht getönten Scheiben verglast.

Professor Anton Wendling, Aachen, entwarf die jetzigen Fenster, die 1958 von der Werkstatt Derix in Kevelaer vollendet wurden. Konsequenterweise verzichtete er auf figürliche Darstellungen und bevorzugte eine rein abstrakte Gestaltung. Der Künstler beschränkte sich dabei auf zwei geometrische Formen, das Rechteck und den Halbkreis, der als Rundbogen das Kennzeichen der romanischen Architektur ist. Mit diesen beiden Elementen „spielt“ er und lässt in unserer Fantasie südländische, orientalische Häuser mit flachen Dächern, ja ganze Dörfer und Städte mit Torbögen und Stadttoren entstehen. Da wir zu ihnen aufschauen, wirken sie so, als ob sie auf einem Berg lägen.

Damit hat er die Elemente für das zugrunde liegende Thema geschaffen: Das Neue, das Himmlische Jerusalem, das in der Offenbarung des Johannes im 21. Kapitel beschrieben wird: „Eine Stadt auf dem Berge, glänzend wie ein kostbarer Edelstein, gebaut aus reinem Gold, wie aus reinem Glas“ ...

Der Weg durch die Kirche vom Haupteingang zum Altar ist so etwas wie ein Sinnbild unseres Lebenswegs hin zur himmlischen Herrlichkeit.

Im Hauptschiff und den Seitenschiffen dominieren überwiegend dunkle Grau- und Brauntöne (Abb. 1 und 3), die für unsere irdische Welt stehen. Je weiter wir uns dem Altarraum nähern, desto mehr verändern hellere Orange- und Rottöne die „Erdenfenster“, wie ich sie nennen möchte. So treten im Querschiff die „Erdenöne“ in den Hintergrund, bis schließlich in den drei Fenstern der Chorapsis das „Himmlische Jerusalem“ (Abb. 4 und 5) in warmen Farben aufleuchtet. Hier ist der spirituelle Mittelpunkt der Kirche, der Mittelpunkt der Liturgie, hier wird die Eucharistie gefeiert, in der nach katholischem Glauben Jesus in den Gestalten von Brot und Wein zu uns kommt.



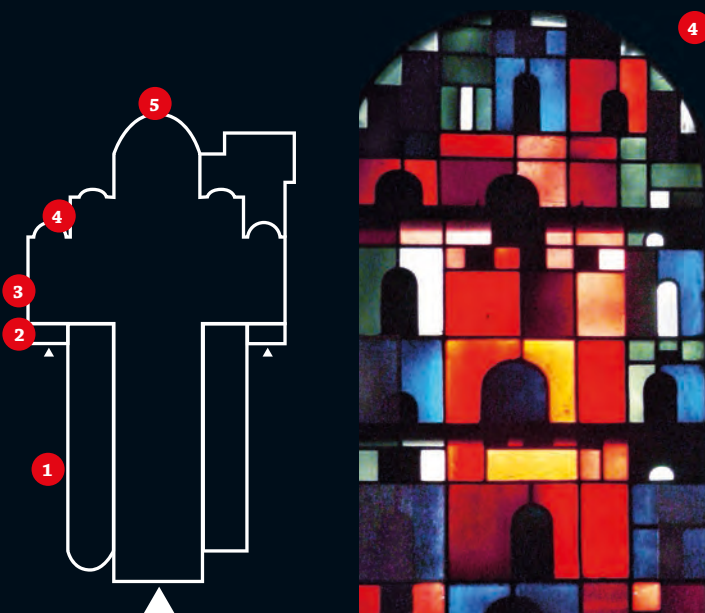
Die Fenster in St. Maria Rosenkranz

Aber schon im „irdischen“ Bereich gibt es ähnlich farbige Fenster in glühenden Rot- und Blautönen: Zum Beispiel in der Apsis mit der Pietà und über der Marienikone oder in der Nische mit dem Tabernakel. An diesen besonderen Orten ist gleichsam schon etwas vom Himmlischen Jerusalem zu spüren. Mir gefallen diese Fenster mit ihren warmen Tönen besonders gut. Je nach Tageszeit und Wetter dämmern oder glühen die Fenster immer wieder anders. Fotos können deshalb nur einen begrenzten Eindruck vermitteln.

Prof. Wendling hat sich neben der streng geometrischen Gestaltung einen Scherz erlaubt: Neben den vielen rein abstrakten Fenstern – 85 habe ich gezählt – hat er für die beiden Seiteneingänge zwei kleine Fenster mit figürlichen Darstellungen geschaffen, einem Fisch – das Erkennungszeichen der frühen Christen – und einem Hahn (Abb. 2) als Zeichen der Wachsamkeit. Leider geht man meist achtlos beim Rein- und Rausgehen daran vorbei.

Betrachten Sie beim nächsten Besuch in St. Maria Rosenkranz doch einmal die Fenster bewusst. Dieser Text liegt dort aus und kann Ihnen dabei helfen. *Klaus Napp*

Unter www.glasmalerei-ev.de sind alle Fenster zu sehen.



Termine: August–Dezember 2016

Juli:

- 03.** Pfarrfest Wersten, St. Maria in den Benden
04. Info-Elternabend Erstkommunion, St. Joseph
05. Info-Elternabend Erstkommunion,
 St. Maria in den Benden
11.-29. Sommerlager der KJG Wersten
20.-31. Weltjugendtag in Krakau

August

- 13.-16.** Schützenfest in Itter
27.-30. Schützenfest in Himmelgeist

September

- 02.-06.** Schützenfest in Holthausen
18. Pfarrfest St. Hubertus, Itter
24.-25. Pfarrfest St. Nikolaus, Himmelgeist
30. Kinder-Kino, St. Maria Rosenkranz

Oktober

- 02.** Erntedank-Gottesdienst mit Tiersegnung,
 St. Maria in den Benden
28./29. 24-Stunden-Gebet

November

- 04.** Kinoabend in Himmelgeist, St. Nikolaus
19. Kleine Himmelgeister Nachtmusik,
 St. Nikolaus
19./20. Basar Wersten, St. Maria Rosenkranz
20. Basar in St. Joseph
27. Jubiläumskonzert ChorSingschule,
 St. Joseph

Dezember

- 11.** gaudete – Konzert, St. Maria Rosenkranz

Wir feiern die Heilige Messe:

Samstag	17.00 Uhr	St. Joseph
	18.00 Uhr	St. Maria Rosenkranz
	18.30 Uhr	St. Nikolaus
Sonntag	9.30 Uhr	St. Hubertus
	9.30 Uhr	St. Maria in den Benden
	11.00 Uhr	St. Joseph
	11.00 Uhr	St. Maria Rosenkranz
Montag	8.30 Uhr	St. Maria in den Benden
Dienstag	19.00 Uhr	St. Nikolaus
Mittwoch	8.30 Uhr	St. Hubertus
	9.15 Uhr	St. Maria Rosenkranz
Donnerstag	9.15 Uhr	St. Joseph
Freitag	19.00 Uhr	St. Maria Rosenkranz

Darüber hinaus feiern wir regelmäßig Familienmessen, Jugendmessen, Heilige Messen in den Seniorenheimen unserer Stadtteile, Schulgottesdienste, Wortgottesdienste für Familien mit kleinen Kindern, Wort-Gottes-Feiern und Andachten.

Die komplette Gottesdienstordnung unserer Seelsorgeeinheit finden Sie immer aktuell unter www.meinegemein.de und in den Schaukästen an unseren Kirchen.



Pastoralbüro

St. Maria Rosenkranz | Wersten

Burscheider Str. 20, 40591 Düsseldorf,
Tel: 76 31 05, Fax: 76 31 41
E-Mail: buero@meinegemein.de
montags, dienstags, mittwochs, freitags: 10 – 12 Uhr
dienstags, mittwochs, donnerstags: 16 – 18 Uhr
Sekretärinnen: N. Hinken, U. Pyschik, H. Lenzen-
Zerres, M. Schmauder, B. Winkel



St. Hubertus | Itter

Am Broichgraben 73, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 77 63, Fax: 75 11 67,
E-Mail: hubertus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 9 – 11 Uhr
Sekretärin: Heidemarie Lenzen-Zerres



St. Joseph | Holthausen

Am Langen Weiher 21, 40589 Düsseldorf,
Tel: 79 17 89, Fax: 79 23 16,
E-Mail: joseph@meinegemein.de
Wir sind für Sie da:
donnerstags: 9 – 12 Uhr
dienstags: 15 – 18 Uhr
Sekretärin: Ursula Pyschik, Miriam Schmauder



St. Nikolaus | Himmelgeist

Nikolausstraße 22, 40589 Düsseldorf,
Tel: 75 44 85, Fax: 8 89 31 17,
E-Mail: nikolaus@meinegemein.de
Wir sind für Sie da: mittwochs: 16 – 18 Uhr
Sekretärin: Bettina Winkel



St. Maria in den Benden | Wersten

Dechenweg 40, 40591 Düsseldorf



Franz von Sales | Wersten

Siegburger Str. 165, 40591 Düsseldorf

Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Wir sind für Sie da!

Ansprechpartner:

Pfarrer Frank Heidkamp

Burscheider Str. 20, Tel. 76 31 05,
E-Mail: frank.heidkamp@meinegemein.de

Kaplan Pater George Njonge

Am Langen Weiher 21,
Achtung: Änderung! Tel. 30 39 60 49
E-Mail: george.njonge@meinegemein.de

Kaplan Markus Söhnlein

Am Langen Weiher 21
E-Mail: markus.soehnlein@meinegemein.de

Diakon Ulrich Merz

Am Broichgraben 73, Tel. 8 89 35 08,
E-Mail: uli.merz@meinegemein.de

Pastoralreferent Martin Kürble

Nikolausstr. 22, Tel. 8 89 31 16,
E-Mail: martin.kuerble@meinegemein.de

Kirchenmusiker:

Kantorin Pamela König

Tel: 7 94 82 67,
E-Mail: pamela.koenig@meinegemein.de

Kantor Rudolf von Gersum

Tel: 76 89 94,
E-Mail: rudolf.vongersum@meinegemein.de



Seelsorgeeinheit Düsseldorfer Rheinbogen

Begegnung – mit Gott und der Welt